

Jane Tara
Mit anderen Augen

ROMAN

Aus dem australischen Englisch von
Tanja Handels

Diogenes

Die Originalausgabe erschien 2025 bei Crown,
New York, unter dem Titel ›Tilda is visible‹
Copyright © 2025 by Jane Tara
Covermotiv: Illustration von Paul Thurlby, ›A New Day‹, 2022
© Paul Thurlby, Courtesy Yellow House Art Licensing

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2026–2028 unterstützt

Die Nutzung dieses Werks für Text und Data Mining im
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2026
Diogenes Verlag AG Zürich
info@diogenes.ch · www.diogenes.ch
In Fragen zur Produktsicherheit (GPSR):
truepages UG (haftungsbeschränkt)
Westermühlstraße 29, 80469 München
info@truepages.de
##/26/##/1
ISBN 978 3 257 07383 6

*Für meine beiden Rumtreiber,
Indy und Raffy*

Kein sterblicher Mensch hat die Dinge jemals so gesehen, wie sie sind, obwohl uns diese Formulierung geläufig ist wie jedes andere Alltagswort und alle sie ständig im Munde führen. Wir können die Dinge nicht sehen, wie *sie* sind, denn unsere Natur zwingt uns dazu, sie nur so zu sehen, wie *wir* sind. Uns selbst werden wir niemals los.

*zitiert nach dem Artikel »Things as They Are«
aus der Zeitschrift Atlas von 1831;
Verfasser unbekannt*

I

*Das Universum ist erfüllt von lauter Magie,
die geduldig darauf wartet, dass unser Geist sich schärft.*

Eden Phillpotts

Mit ihrem Finger fing es an. Kurz vor neun Uhr früh stellte Tilda fest, dass an ihrer rechten Hand der kleine Finger fehlte.

Sie wusste, das konnte nicht sein. Wie sollte sie denn einen Finger verloren haben? Aber die Hand, die vor ihr auf der Computertastatur lag, hatte nur noch vier Finger.

Tilda stutzte, konnte nicht begreifen, was da Ungeheuerliches passierte. Spielte ihr vielleicht nur das Licht einen Streich? Aber nein. Ihr Finger war tatsächlich weg. Ohne dass sie etwas davon mitbekommen hätte, war er ... ja, was eigentlich? Abgefallen?

Sie sah sich im Zimmer nach Antworten um. Oder besser gesagt: nach ihrem Finger. Es war keine Wunde zu sehen. Nichts blutete. Nichts tat weh.

Ihr Blick wanderte über den Stapel Unterlagen, die sie schon lange abheften wollte, über die Abzüge, die sie noch rahmen musste, und ihre Fotoausrüstung, die überall verteilt lag. Dann blieb er an der leeren Kombucha-Dose hängen, die sie vorhin ausgetrunken hatte.

Hatte ihr vielleicht jemand was ins Kombucha getan?

Einmal, mit Anfang zwanzig, hatte sie LSD probiert und sechs Stunden lang geglaubt, in einer Blase festzusitzen. Es war ein entsetzliches Erlebnis gewesen, das sie nicht nur für den Rest ihres Lebens von halluzinogenen Drogen kuriert, sondern auch die tiefsitzende Sorge in ihr ausgelöst hatte, den Verstand zu verlieren. Jetzt schoss ihr das Adrenalin in alle Glieder – nackte Angst. Was, wenn ihr Drogen einge-flößt worden waren und sie jetzt durchdrehte?

Atmen.

Tilda konzentrierte sich auf das, was real war. Ihr Arbeitszimmer hier zu Hause mit dem wunderbaren Holzboden, den Erdtönen und dem Tageslicht, das durch die großen Fenster hereinfiel. Ihre Galeriewand, an der in zusammen-gewürfelten Holzrahmen über ein Dutzend ihrer Lieb-lingfotos hingen. Auch die Fotos ihrer Zwillingstöchter, Holly und Tabitha. Die Mädchen hatten sich die Gebär-mutter geteilt, hätten aber nicht unterschiedlicher sein kön-nen. Ein Foto zeigte Holly in ihrer ganzen Schönheit, grüne Augen, kastanienbraunes Haar, den Kopf vor Lachen zu-rückgeworfen, und, einen Schritt hinter ihrer stets im Ram-penlicht stehenden Schwester, die zierliche, blonde Tab, zufrieden damit, im Hintergrund zu bleiben. Dabei war Ta-bitha alles andere als unsicher – sie besaß einen stillen Stolz und war im Grunde die selbstbewusstere von beiden.

Da hing ein Foto von ihnen in Angkor Wat.

Holly im Kostüm für die Hauptrolle bei einer Schulauf-führung.

Tabitha, wie sie beim High-School-Abschluss eine Me-daille für besondere Verdienste überreicht bekam.

Beide Mädchen mit Frances, ihrer Großmutter, beim Essen an ihrem zwanzigsten Geburtstag vor fast einem Jahr.

Und dann die anderen Bilder. Leith und Ali, Tildas beste Freundinnen, wie sie barfuß, mit Weingläsern in der Hand, bei ihr im Garten tanzten. Ein ganz normaler Freitagabend.

Buddy, ihr Hund, eine große Pfote auf Pirat, dem Kater, beide zusammengekuschelt vor dem winterlichen Kaminfeuer.

Pirat beobachtete Tilda auch jetzt vom Drucker herab. Er wirkte ganz wie immer, und sie fing seinen Blick auf. Er hatte nur ein Auge, aber damit sah er sie ruhig und allwissend an. Als Tilda ihn vor vier Jahren zum ersten Mal gesehen hatte, hatte sie gleich gewusst, dass dieser Kater einiges erlebt und überlebt haben musste.

»Der bleibt sein Leben lang hier«, hatte die Frau vom Tierheim gesagt. »Wer will schon eine lädierte Katze?«

Aber Tilda wusste, wie es sich anfühlte, ausrangiert und allein zu sein, und nahm ihn mit nach Hause. In seinen Unterlagen hieß es, er sei Menschen gegenüber äußerst misstrauisch, aber dann sprang er ihr noch am selben Abend auf den Schoß, und sie hatten einander in die insgesamt drei Augen geblickt. Und Tildas Ängste, Sorgen und ihre Anspannung schmolzen dahin, als hätte er sie aus ihr herausgesaugt.

»Du bist etwas ganz Besonderes«, flüsterte sie ihm zu, während ihr Tränen über die Wangen liefen.

Und Pirat hatte sich auf ihrem Schoß zusammengerollt und war eingeschlafen, als wäre er erleichtert, dass ihn endlich jemand sah.

Auch jetzt beruhigte er sie. Das war kein Drogentrip –

mit dem Kombucha war alles in Ordnung gewesen. Und bis auf ihre Hand war auch sonst alles normal.

Aber was war es dann?

Im Kopf ging sie den bisherigen Tag durch, versuchte, sich zu erinnern, wann sie ihre Hand zuletzt wahrgenommen hatte. Sie hatte damit den Wecker ausgestellt, sich angezogen und war dann mit Buddy eine Runde am Strand gelaufen. Gelaufen war er, nicht sie. Tilda witzelte immer, rennen würde sie ausschließlich dann, wenn etwas oder jemand hinter ihr her sei.

Sie hatte Buddy mit ihrer Hand gestreichelt, ihm die Leine angelegt und sie wieder gelöst. Es war ein ungewöhnlich kalter Tag, selbst für Ende Mai, und Tilda erinnerte sich, dass sie zum Aufwärmen die Hände aneinander gerieben hatte, während sie Buddy am Strand herumflitzen ließ. Dann war sie wieder nach Hause gegangen, hatte ihren Schlüssel hinter dem Blumentopf rausgefischt, die Haustür aufgeschlossen und Buddy ihr voran in die Diele laufen lassen. Sie hatte in der Küche herumgekrant, sich einen Kaffee gemacht, dann hatte sie sich an den Schreibtisch gesetzt, noch einen Moment die Sonne genossen, die durchs Fenster hereinfiel, und sich ihren E-Mails zugewandt.

»Da hätte ich doch merken müssen, dass mir ein Finger fehlt, oder?«, fragte sie Pirat mit einem Anflug von Panik in der Stimme.

Die Frage konnte Pirat ihr nicht beantworten. Vielleicht hatte er aber auch einfach keine Lust dazu.

Tilda ballte die Hand zur Faust, klappte nacheinander alle Finger aus und bewegte sie. Daumen. Okay. Zeigefinger und böser Finger, wie Holly als kleines Mädchen immer

gesagt hatte. Alle in Ordnung. Der Ringlosfinger, wie ihre Mutter Frances ihn nannte. Okay. Und dann ... ganz vorsichtig ... der kleine Finger. Okay.

Hä?

Sie spürte ihn immer noch. Er war da. Sie hatte ihren Finger nicht verloren – sie konnte ihn einfach nur nicht sehen.

Tilda schob den Stuhl zurück und taumelte durch das Haus bis ins Bad. Mit beiden Händen hielt sie sich am Waschbecken fest und suchte ihren eigenen Blick im Spiegel. »Zurechnungsfähigkeit ist nur eine bequeme Lüge« – war das nicht von Susan Sontag? Was, wenn sie gerade, ohne es zu merken, eine psychotische Episode durchlebte oder einen Nervenzusammenbruch hatte? War sie verrückt geworden? Dagegen sprach wahrscheinlich schon, dass sie sich die Frage überhaupt stellte. Vor Jahren war ein alter Studienfreund von ihr felsenfest überzeugt gewesen, er werde von der CIA beobachtet – diese Gewissheit hatte ihn schließlich in die geschlossene Anstalt gebracht. Tilda wusste nicht viel darüber, aber doch genug, um sicher zu sein, dass Menschen, die eine Psychose erlebten, glaubten, mit ihnen sei alles in Ordnung. Aber wenn ihr Kopf normal funktionierte, warum sah sie dann ihren Finger nicht? Vielleicht ein Gehirntumor? Irgendwo hatte sie gelesen, dass so ein Tumor das Sehvermögen beeinträchtigen konnte.

Ein Sinn für Tumor, dachte Tilda. Gut, dass ich meinen Sinn für Tumor noch nicht verloren habe.

Oder aber ihr Sehvermögen spielte ihr einen Streich. Erblindete sie womöglich gerade? Sie schaute an die Wand über der Toilette, wo das gerahmte Poster eines meditieren-

den Affen hing, das Leith ihr geschenkt hatte. Unter dem friedlichen Bild stand in kleiner, verschnörkelter Schrift: »Lass den ganzen Scheiß einfach los.«

Es tröstete Tilda, dass sie den Satz noch lesen konnte. Anscheinend war mit ihren Augen alles in Ordnung. Sie schaute wieder zum Spiegel und inspizierte sich genauestens. Keine komischen Schatten oder Punkte. Aber dann sah sie zu ihrem großen Entsetzen, dass auch ihr rechtes Ohr verschwunden war. Sie hob die Hand – die mit dem fehlenden Finger – und schob eine Haarsträhne beiseite, um dahin zu fassen, wo das Ohr gewesen war. Sie spürte es deutlich. Es hing noch fest an ihrem Kopf. Aber genau wie den Finger konnte sie es nicht mehr sehen.

Da stürzte Tilda zur Toilette hinüber und erbrach sich.

Die Zeit bewegt sich langsam, vergeht aber schnell.

Alice Walker, *Die Farbe Lila*

Die Fliesen auf dem Badezimmerboden waren so heiß, als loderte ein Höllenfeuer unter dem Haus. Tom hatte wegen der Kosten für die Fußbodenheizung Bedenken gehabt, aber Tilda hatte auf diesem Luxus bestanden. Während sie jetzt eine gefühlte Ewigkeit dort auf dem Fußboden lag, war sie froh, dass sie sich in dieser Sache durchgesetzt hatte. Tom war weg und brauchte sich keine Gedanken mehr um die Ausgaben zu machen, und sie hatte die Wärme heute bitter nötig. Es kam ihr vor, als wäre sie aus sich herausgetreten und würde sich jetzt dabei beobachten, wie sie dort lag. Eine dissoziative Abspaltung. Zum ersten Mal hatte sie so etwas mit dreizehn erlebt, als sie ihren Vater tot im Garten fand. So unfassbar war es gewesen, ihn leblos dort liegen zu sehen, dass die Erinnerung jetzt, als Tilda daran zurückdachte, langsam vor ihr ablief, als würde sie durch Schlamm waten. Vielleicht hatte sie sich damals aber auch genau so langsam bewegt.

Ihre aktuelle Lage war durchaus vergleichbar: Was sie gesehen hatte, war so aberwitzig, so undenkbar, dass sie sich wie abgespalten davon fühlte. Wieder verging die Zeit in

Zeitlupe und wartete darauf, dass ihr Geist hinterherkam. Was er aber nicht tat. Stattdessen wandte er sich Tom zu.

*

»Soll das heißen, du gehst?«

»Korrekt.«

»Korrekt«, das hatte Tom geantwortet, als sie ihn gefragt hatte, ob er sie verlassen wolle. Als hätte sie nur eine Telefonnummer wiederholt oder ihn gebeten, ihr die genaue Uhrzeit für einen Termin zu bestätigen. Fassungslos starrte sie den Mann an, mit dem sie siebzehn Jahre lang verheiratet gewesen war. »Korrekt?«

Da erst fiel ihr auf, wie anders er aussah. Er trug seinen üblichen Dreitagebart, aber die Stoppeln wirkten gepflegter. Das war nicht nur, weil er das Rasieren vergessen hatte – es war ein bewusster Look. Dieselben braunen Haare, aber die Frisur gestylt. Die wirren Locken, die sie immer so geliebt hatte und »wild und sexy« fand, als sie sich kennenlernten, waren jetzt gebündigt und auf diese bestimmte Art gekämmt, mit der Männer glauben, eine beginnende Glatze kaschieren zu können. Wie hatte sie nur so blind sein können?

*

Das war jetzt fünf Jahre her, und obwohl alle Welt davon redete, wie schnell die Zeit verflog, hatten die ersten Jahre nach der Trennung aus unzähligen endlosen Tagen bestanden. Ein gebrochenes Herz wog schwer und verlangsamte

das Voranschreiten der Zeit zum Schnecken-tempo. Und trotzdem hing Tildas Geist jetzt wieder an dem Badboden fest, den Tom nicht gewollt hatte, und sann darüber nach, wie schnell diese Jahre vorbeigerast waren. Vielleicht hatte Einstein ja doch recht, und Zeit war nichts als eine Illusion, die sich hartnäckig hielt. Tilda streckte die Arme aus, genoss die Wärme. Wer hätte gedacht, dass graue Badfliesen von Moroccan Bazaar so tröstlich sein konnten?

Tom jedenfalls nicht.

Er würde aber auch nie erfahren, wenn sie den ganzen Tag auf ihnen liegen blieb. Kein Mensch würde das erfahren. Aber dann spürte sie drei Augen, die sie beobachteten. In der Tür standen Buddy und Pirat, der eine mit Sorge, der andere mit müder Geringschätzung im Blick.

Sie brauchten Tilda.

Also rappelte sie sich auf.

Wie immer.

*Man braucht nichts im Leben zu fürchten,
man muss es nur verstehen.*

Marie Curie

Schön, dich zu sehen, Tilda.«

Fast hätte Tilda wegen Doktor Majumdars Wortwahl laut losgelacht. Ihr Zusammenbruch auf dem Badezimmerboden hatte am Ende exakt siebenundzwanzig Minuten gedauert. Sie hatte Buddy und Pirat gefüttert und dann ihre Ärztin angerufen. Es hatte schließlich keinen Sinn, sich aufzuregen, solange sie nicht genau wusste, was da los war. Tilda neigte zu Ängsten. Tom hatte ihr immer Schwarzweißdenken unterstellt, dabei war ihr Denken in Wirklichkeit eine ganze Palette aus zahllosen Schattierungen, zu denen auch ein dunkles *Angst-Azurblau* gehörte. Kombiniert mit dem *Lebhafte-Phantasie-Lila* hatte das zur Folge, dass sie sich unablässig Sorgen machte – um ihre Kinder, den Zustand der Welt, eine eventuell bevorstehende Zombie-Apokalypse. Immerhin hatte das Älterwerden ihr zu der Erfahrung verholfen, die Angst nicht die Oberhand gewinnen zu lassen und stattdessen nach Lösungen zu suchen. Genau das brauchte sie jetzt. Aufklärung. Vielleicht war der fehlende Finger ja gar nicht so dramatisch. Erst vor

Kurzem hatte sie von einer Frau in Irland gelesen, die sich den Kopf angeschlagen hatte und danach plötzlich Polnisch sprach, obwohl sie diese Sprache nie gelernt hatte. Das Internet war voll von solchen Geschichten, also musste es auch für Tildas Lage eine vernünftige Erklärung geben. Und so war sie die drei Häuserblocks zur Praxis ihrer Ärztin gelaufen, den Blick zu Boden gerichtet, um keine Begegnung mit Bekannten zu riskieren.

Tom und sie waren kurz nach der Geburt der Zwillinge nach Middle Bay gezogen, weil die Immobilienpreise dort viel günstiger waren. In einem Vorort am Meer war das Leben mit Kindern leichter, und so hatte Tilda ihre beste Freundin überredet, ebenfalls herzuziehen. Als Leith mit ihrem Mann Ziggy da war, fühlte Tilda sich endgültig angekommen. Dann hatten Leith und sie Ali kennengelernt, und in diesen ersten Jahren drehte sich Tildas Leben nur noch um ihre Freundinnen und ihre kleinen Kinder. Sie fühlte sich ganz eingehüllt in Zufriedenheit und Zukunftsträume. Und eine Zeit lang war es wirklich gut gewesen, aber bekanntlich hat alles Gute irgendwann ein Ende. Erst hatte Tom sie verlassen, dann suchten die Zwillinge ihr Glück in den hipperen Gefilden der eine Stunde entfernten Großstadt. Aber für Tilda war Middle Bay ihr Zuhause. Hier lebten ihre Lieblingsfreundinnen. Hier hatte sie sich ihr Unternehmen aufgebaut. Hier kannte sie die Leute auf der Hundewiese und im Café, in der Buchhandlung, beim Friseur. Hier duzte sie sogar ihre Ärztin.

Jetzt sah sie zu, wie Gurinder Majumdar sich ihre Patientinnenakte auf den Bildschirm holte. Das letzte Mal hatten sie sich bei Tildas Krebsvorsorge vor anderthalb Jahren ge-

sehen. Eins von den vielen Dinge im Leben, die unangenehm, aber notwendig waren. Etwas verkrampft wurde es durch die Tatsache, dass Gurinders Tochter Prisha mit Tildas Zwillingen zur Schule gegangen war. Im Lauf der Jahre hatten die beiden Frauen zusammen in etlichen Fundraising-Komitees gegessen, und Tilda war es immer ein wenig seltsam vorgekommen, dass die Frau, mit der sie da über das nächste Grillfest diskutierte, wusste, wie ihre Vagina aussah.

Dabei hatte Gurinder selbst sich immer höchst professionell verhalten. Zu jeder Untersuchung gehörte ein freundschaftlicher Austausch über Gartenarbeit oder indische Gewürze. Einmal hatte Tilda eine andere Praxis ausprobiert, aber Gurinder war schließlich diejenige gewesen, die ihre Auberginenallergie diagnostiziert hatte, und so war Tilda letztlich doch bei ihr geblieben. Sie war eine hervorragende Ärztin, und Tilda scheute jede Veränderung, die sich irgendwie vermeiden ließ.

»Was kann ich denn heute für dich tun, Tilda?« Gurinder hatte eine sanfte Stimme, die der leichte Akzent noch melodischer machte. Sie hatte Tilda einmal erzählt, dass sie ursprünglich aus Mumbai kam.

»Das hört sich jetzt ziemlich verrückt an, aber ... ich kann meinen kleinen Finger nicht mehr sehen.« Tilda legte die Hand vor Gurinder auf den Schreibtisch.

Gurinder lugte über den Rand ihrer Brille. »Ja, der ist weg.«

Erleichtert seufzte Tilda auf. »Ein Glück, du siehst es auch.«

»Oder besser gesagt nicht.«

»Allerdings. Ich dachte schon, ich spinne, aber wenn du ihn auch nicht siehst, liegt es ja wohl nicht an meinen Augen oder meinem Geisteszustand.«

»Sollte man meinen.« Gurinder hatte einen durchdringenden Blick, der einem immer den Eindruck vermittelte, als hielte sie in dem, was man erzählte, nach Ungereimtheiten Ausschau, wie um einen bei irgendetwas zu ertappen. Jedes Mal gelang es ihr, ihren Patientinnen das zu entlocken, was sie für die Wahrheit hielten, um dann mithilfe ihres medizinischen Wissens den Dingen auf den Grund zu gehen. Eine weitere Eigenschaft, die sie zu einer guten Ärztin machte.

»Hast du Schmerzen?«

Tilda schüttelte den Kopf. Plötzlich konnte sie sich nur noch mit Mühe beherrschen. »Aber ich habe das Gefühl, ich stehe kurz vor einer Panikattacke.«

»Einfach tief weiteratmen. Wir finden schon heraus, was los ist.«

Tilda gehorchte, und Gurinder griff nach ihrer Hand. Sie prüfte jeden Finger einzeln, so wie Tilda es selbst schon getan hatte, und als sie beim kleinen Finger ankam, zog sie einmal kräftig daran. »Er ist noch da. Nur nicht zu sehen«, sagte sie. »Wann ist dir das aufgefallen?«

»Vor zwei Stunden vielleicht.« Tilda strich sich die Haare zurück. »Mein Ohr ist auch weg.«

Gurinder begutachtete Tildas Kopf, und man sah ihre Gedanken förmlich rasen, so wie damals, als sie auf die Aberginenallergie gekommen war. Sie streckte die Hand aus, zog an Tildas Ohr und brummelte bestätigend. »Mm-hmm. Man sieht es nicht, aber es ist da.«

Dann lehnte sie sich wieder in ihrem Stuhl zurück und sah Tilda an. Musterte sie regelrecht.

»Wie alt bist du, Tilda?« Sie wandte sich zum Computer, um Tildas Antworten zu notieren.

»Zweiundfünfzig.«

»Und es geht dir gut?«

»Ja. Dachte ich zumindest.«

»Wie würdest du deine Lebensqualität beschreiben?«

Tilda schlug sich mit ihren vier Fingern an die Brust.
»Willst du mich etwa einschläfern lassen?«

Gurinder gab sich keine Mühe zu verbergen, wie blöd sie diesen Kommentar fand. »Nun mach mal kein Riesending aus einer schlichten Frage. Ich will nur wissen, ob du glücklich bist.«

Tildas Gehirn lud neu und fror dann ein. Diese Frage war noch verwirrender als die davor. *War sie glücklich?* Sie hatte sich immer für einen positiven Menschen gehalten, vor allem in jüngeren Jahren, aber Tom neigte eher zum Verkopften und hatte ihr immer vorgeworfen, sie sei eine »nervtötende Schönfärberin«. Mit rosaroter Brille auf der Nase. Die hatte sie im Lauf der Jahre abgenommen. Sie hatte ihr optimistisches Wesen seinen Vorstellungen angepasst, erst ganz gezielt, dann aus Gewohnheit. Und jetzt ...

»Zumindest nicht unglücklich«, sagte sie.

»Wie geht's den Zwillingen?«

Diese Wendung des Verhörs brachte Tilda etwas aus dem Konzept, auch wenn ihre Töchter wesentlich sichereres Terrain waren. »Bestens.«

»Studiert Tabitha weiter Tiermedizin?«

Tilda nickte. »Und engagiert sich weiter ehrenamtlich für

die Tierrettung. Du weißt ja, wie sie ist, ständig hat sie irgendein Tierprojekt, das war schon auf der High School so.«

»Ich glaube, das hat sie von dir«, sagte Gurinder.

Tatsächlich lag auch Tilda der Tierschutz sehr am Herzen; das hatte sie mit ihrer Tochter gemeinsam. »Meine Haustierkosten dürften jedenfalls drastisch sinken, wenn sie erst mal Tierärztin ist.«

Gurinder lachte. »Bestimmt. Seht ihr euch oft?«

»Fast jede Woche«, sagte Tilda. »Sie ist jetzt in einer Beziehung, und die beiden kommen oft zum Abendessen.«

»Magst du ihn?«

»Sie. Jess heißt sie. Und ja, ich mag sie wirklich sehr.« Tilda wusste, dass Gurinder ein konservativer Mensch war, registrierte aber erfreut, dass sie bei dieser Offenbarung nicht einmal mit der Wimper zuckte.

»Neulich habe ich Hollys Serie geschaut. Ist sie jetzt wieder in Sydney?«

»Ja, sie drehen hier. Sie hat eine Wohnung in der Stadt und liebt ihren Beruf«, sagte Tilda. »Und Prisha?«

Gurinder lächelte, sichtlich erfreut, auch von ihrer Tochter erzählen zu können. »Sie ist im letzten Jahr des Medizinstudiums und will sich auf Infektionskrankheiten und Immunologie spezialisieren.«

»Kluges Kind. Sag ihr liebe Grüße.« Eigentlich, fand Tilda, sollten sie sich fast einen Kaffee bestellen, wo sie hier so nett plauderten. Sie blickte zu ihrer Hand, um das Gespräch wieder auf die Diagnose zu lenken.

Aber Gurinder bohrte weiter. »Gab es bei dir seit der Scheidung eine neue Beziehung?«

»Äh ... nein.«

»Wann hattest du das letzte Mal Geschlechtsverkehr?«

Was hatte das denn bitte damit zu tun? »Vor etwa andert-halb Jahren. Da hatte ich eine kurze Geschichte, die dann aber nicht funktioniert hat.«

Gurinder tippte eifrig. »Und das war dein letzter Sexual-partner?«

»Ja«, schwindelte Tilda. Es hatte zwar noch einen weite-ren gegeben, an den sie aber nach Möglichkeit nicht denken wollte, und darum zählte er natürlich nicht.

»Hast du noch regelmäßig deine Periode?«

»Plus-minus ein paar Tage.«

»Hitzewallungen?«

»Nein.« Außer jetzt gerade, bei dieser ganzen Fragerei, die rein gar nichts mit ihrem Finger zu tun hatte – oder auch mit ihrem Ohr.

Gurinder stand auf. »Komm, ich will dich untersuchen.«

Tilda setzte sich auf die Untersuchungsliege, und die Ärztin prüfte ihre Reflexe, horchte sie ab, maß Puls und Blutdruck. Sie tastete Tildas Brüste und Lymphknoten ab. Dann zog sie den Vorhang rund um die Liege zu. »Zieh dich aus, dann mache ich noch einen Abstrich.«

Sie setzte sich wieder an den Schreibtisch, und Tilda zog sich aus, legte ihre Sachen ordentlich gefaltet auf einen Stuhl und streifte den bereithängenden Krankenhauskittel über. Dann legte sie sich auf die Liege.

Wie sie das hasste!

Eine gefühlte Ewigkeit später kam Gurinder wieder durch den Vorhang und zog ihre Gummihandschuhe über.

»Knie zur Brust, Tilda.«

Tilda gehorchte und ließ den Blick durch das Behand-

lungszimmer wandern, als hätte sie plötzlich ein neues Interesse an der Einrichtung entwickelt, die sie schon so viele Male gesehen hatte. Auf einen vergilbten Druck, der eine alte Frau beim Entenfüttern zeigte, konzentrierte sie sich so sehr, als wäre es ein Original von Monet. Derweil griff Gurinder zu Spekulum und Abstrichbürstchen und richtete ihre Aufmerksamkeit auf ...

»Ach herrje, deine Vagina ist auch weg!«

Tilda schoss in die Höhe, und die Ärztin lachte und schob sie sanft wieder zurück auf die Liege.

»Das war nur ein Witz. Sie ist noch da, Liebes.«

Tilda lachte angestrengt, obwohl sie Gurinder am liebsten eine geknallt hätte. Dieser Tag war schon traumatisch genug, aber einen fehlenden Finger konnte man potentiellen Sexualpartnern zumindest noch irgendwie erklären. Wieder starrte sie auf die Frau mit den Enten, bis Gurinder die Untersuchung mit den Worten »Alles bestens da unten« beendete.

»Da bin ich aber erleichtert.« Und wie. Tilda hatte die Erfahrung gemacht, dass Männer sich oft schon schwer genug taten, ihre Klitoris zu finden, wenn sie zu sehen war.

»Du kannst dich wieder anziehen, ich mache dir noch eine Überweisung fertig.«

Tilda ließ sich Zeit mit dem Anziehen. Sie hörte Gurinder beim Telefonieren zu. »Hallo Kate, hier ist Gurinder. Ich habe hier eine Patientin, die möglichst schnell ein paar Untersuchungen braucht ... Blutwerte und CT ... m-hm ... ja ... ja ... großartig. Der Name ist Tilda Finch. Ich sage ihr Bescheid.«

Tilda zog den Vorhang auf und setzte sich wieder auf

ihren Stuhl, während Gurinder tippte und dann die nötigen Unterlagen ausdrückte.

»Sie schieben dich ein«, sagte sie.

Tilda versuchte, ihre Miene zu deuten, aber Gurinder, das dicke schwarze Haar zum straffen Knoten gesteckt, die Brille auf der Nase, ließ sich heute überhaupt nichts anmerken.

Wieder ergriff die Angst von Tilda Besitz. Marie Curie zufolge brauchte man nichts im Leben zu fürchten, solange man es bloß verstand, das rief sich Tilda jedes Mal in Erinnerung, wenn dieser nur allzu vertraute Zustand sie überkam. Wann immer die Angst mit ihren langen, knorrigen Fingern nach ihr griff, versuchte Tilda, ihre Befürchtungen in möglichst pragmatische Portionen aufzuteilen und sich einzeln damit auseinanderzusetzen. Wovor hatte sie Angst? Wären weitere Informationen hilfreich? War die Angst überhaupt berechtigt? Bei Riesenkrabbenspinnen half das zwar nur bedingt, im Flugzeug aber schon. Jetzt allerdings stieg Panik in ihr hoch.

»Glaubst du, ich habe Krebs?«

»Krebs ist sehr unwahrscheinlich.«

»Aber was dann?«

Gurinders Miene verriet nichts. »Wir wollen keine voreiligen Schlüsse ziehen, solange wir nicht alles ausgeschlossen haben.«

»Aber es ist vielleicht etwas Ernstes?«

»Lass uns einfach abwarten.«

»Bitte, Gurinder. Ich wüsste lieber wenigstens ungefähr, was du vermutest, sonst ziehe ich nämlich die allerschlimmsten voreiligen Schlüsse.«

Gurinder nickte. Das leuchtete ihr ein. »Ich vermute eine Unsichtbarkeitserkrankung, lateinisch *Morbus Invisibilis*. Du hast die typischen Symptome, aber sicher kann ich erst sein, wenn wir die anderen Untersuchungsergebnisse haben.«

Tilda kniff die Augen zusammen. »Ich verstehe nicht ganz.«

»Unsichtbarkeit«, wiederholte Gurinder. »Du wirst unsichtbar.«

Tilda starrte ihre Ärztin an. »Davon habe ich schon gehört. Ich weiß, dass das unter Frauen ein Thema ist, aber ich dachte immer, das ist so eine Art Metapher. Oder zumindest äußerst selten.«

»Gar nicht so selten, wenn Frauen älter werden«, entgegnete Gurinder.

»Ist das dein Ernst?«

»Leider ja. Die meisten Frauen, die unsichtbar werden, bemerken die ersten Symptome mit Anfang fünfzig, aber neulich hatte ich eine Patientin, die war noch in den Dreißigern. Die Arme ist sogar besonders schwer betroffen. Eines Morgens ist sie aufgewacht und konnte ihren Kopf nicht mehr sehen.«

»Ich verschwinde also?«

»So bezeichnen wir das heute nicht mehr. Die Aktivistinnen lehnen es nachdrücklich ab. Frauen, die von dieser Erkrankung betroffen sind, verschwinden ja nicht im eigentlichen Sinn. Sie werden zwar unsichtbar, sind aber eindeutig noch da. Das ist ein großer Unterschied.«

»Andere Menschen werden mich also nicht mehr sehen?«

»Korrekt.«

Da war es wieder, das Wort, wenn auch diesmal in einem sehr viel passenderen Kontext.

»Meine Töchter werden mich nicht mehr sehen?« Tildas Stimme wurde zunehmend schriller.

»Das lässt sich nicht vorhersagen, Tilda. Es hängt ganz vom Verlauf ab.«

»Aber wie kann das sein?«

»Das wissen wir nicht. Ich sage das nur sehr ungern, aber da es eine Krankheit ist, die vorwiegend bei älteren Frauen auftritt, ist die Forschung entsetzlich unterfinanziert.«

»Und warum reden nicht mehr Frauen darüber?«

»Das ist frustrierend, stimmt, aber inzwischen formiert sich eine Bewegung zur eigenen Weiterbildung. Wie bei der Perimenopause und der Menopause sind fast ausschließlich ältere Frauen von Unsichtbarkeit betroffen. Und trotzdem haben wir bis vor kurzem nicht einmal untereinander über dieses Thema gesprochen. Da kommt gerade viel in Bewegung.«

»Könnte es auch etwas anderes sein?«

»Möglich, darum möchte ich es ja ausschließen. Lass uns also nicht voreilig sein, bis wir alle Untersuchungsergebnisse haben.« Gurinder gab Tilda die gefalteten Überweisungsformulare. »Und, Tilda, tu uns beiden einen Gefallen und lass um Himmels willen die Finger von Google.«

*Manche halten Google für Gott.
Andere halten es für den Teufel.*

Sergey Brin

Pinot Noir oder Shiraz? Welcher Wein passte zu einer Frau, die allmählich verschwand? Tilda griff sich eine Flasche von jedem und balancierte sie zusammen mit dem Laptop die Treppe hoch. Ihr Schlafzimmer war genau der Zufluchtsort, den sie jetzt brauchte. Dort zog sie sich vor der Welt zurück. Nach der Trennung von Tom hatte sie nicht mehr in dem gemeinsamen Zimmer schlafen wollen, also hatte sie das getan, was sie als Paar immer vorgehabt, aber nie umgesetzt hatten, und den Speicher zum Schlafzimmer ausgebaut. Ihr Häuschen lag zwar zwei Straßen vom Strand entfernt, stand aber erhöht, und darum konnte man aus dem großen Fenster von Tildas Schlafzimmer jetzt das Meer sehen. Die hohen Dachschrägen mit den weißen Balken, der Holzboden und die natürlichen Farben besänftigten ihre Seele. Sie zog sich aus und hüllte sich in einen Morgenmantel aus weicher Wolle. Erst, als sie sich schon unter die Bettdecke gekuschelt hatte, fiel ihr auf, dass sie vergessen hatte, ein Glas mitzubringen, aber es würde ja niemand sehen, wenn sie aus der Flasche trank. Also tat sie das.

Pirat sprang aufs Bett und rollte sich zu ihren Füßen zusammen, und Tilda nahm einen großen Mut- und Trostschluck, schlug Gurinders Ratschlag in den Wind und öffnete Google. Die Suchergebnisse waren verstörend.

Ein sehr viel höherer Prozentsatz von Frauen als bisher angenommen leidet an Unsichtbarkeit.

Betroffen sind in aller Regel Frauen über fünfzig, deren Eierstöcke allmählich die Östrogenproduktion einstellen; bisher liegen aber keine Forschungsergebnisse vor, die einen Zusammenhang zwischen Unsichtbarkeit und der Hormonaktivität herstellen.

Zu den ersten Symptomen zählt, im Laden oder im Lokal nicht mehr bedient oder bei Bewerbungsgesprächen beziehungsweise Beförderungen am Arbeitsplatz übersehen zu werden.

Mehr als achtzig Prozent der Betroffenen berichten, auf die eine oder andere Weise unsichtbar zu sein oder die Erfahrung gemacht zu haben, »nicht gesehen« zu werden.

Bei etwa sieben Prozent der Betroffenen verschwinden einzelne Körperteile.

Eine von hundert Frauen mit der Diagnose Unsichtbarkeit verschwindet vollständig.

Weitere Studien dringend erforderlich.

Unterfinanziert.

Zu wenig erforscht.

So ging es endlos weiter.

Tilda wusste, dass man ebenso gut versuchen konnte, einem Fisch das Fliegen beizubringen, wie seriöse Informationen im Internet zu finden, trotzdem frustrierte es sie sehr, als sie merkte, dass die allermeisten Websites eine Behandlung für unmöglich erklärten, mit Ausnahme einer Naturheilkunde-Website, auf der es hieß:

Ein Zusammenhang zwischen Unsichtbarkeit und Milchprodukten, wie er vielfach behauptet wird, hat sich nicht bewahrheitet. In meiner ganzen Zeit als Naturheilkundlerin habe ich keinen Beleg dafür gefunden, dass überhaupt ein Zusammenhang zur Ernährung besteht. Im Gegenteil, allem Anschein nach existieren zahlreiche körperliche, emotionale, intellektuelle und spirituelle Gründe, aus denen eine Frau Unsichtbarkeitssymptome entwickeln kann. Zur Behandlung lässt sich sagen, dass alle Frauen, die die Erkrankung erfolgreich besiegen konnten, ihre Heilung proaktiv vorangetrieben haben. Darin liegt der Schlüssel. Sie müssen von Anfang an proaktiv sein. Sind Sie das?

Proaktiv?

Allein das Wort stellte Tilda die Nackenhaare auf. Inzwischen hatte sie eine tiefverwurzelte Abneigung gegen solche schwammigen Begriffe, die eher in ein Hipster-Handbuch als in ein ernsthaftes Nachschlagewerk gehörten. *Hack* war auch so ein Wort. Bei *Hack* hakte bei ihr alles aus. Erst neulich hatte eine der Marketingkoordinatorinnen im Büro ihr mitgebrachtes Mittagessen als »Life-Hack« bezeichnet, mit dem sie im Jahr mehrere hundert Dollar spare. Tilda hatte sich nicht zurückhalten können und sie angeherrscht: »Meine Güte, Min, ein Lunchpaket ist ja wohl kein *Life-Hack*!«

Auch *Mantra* war ein Hasswort für sie. #*LebensMantra*. Was nicht auf Sanskrit war, das war auch kein Mantra.

Proaktiv klang ganz ähnlich. Was immer es genau heißen sollte. Tilda merkte, dass sie, wie so oft, heftig auf etwas reagierte, was sie nicht richtig verstand. Das war schon fast eine schlechte Angewohnheit.

Sie gab den Begriff in das Suchfeld ein.

Proaktiv sein: Initiative ergreifen, Veränderungen selbst anstoßen, anstatt nur auf die Gegebenheiten zu reagieren. Gegenteil von reaktiv.

Reaktiv, das leuchtete ihr ein. Ihr ganzes Leben kam ihr reaktiv vor. Hier im Bademantel im Bett zu liegen und Shiraz aus der Flasche zu trinken, das war reaktiv. Und ausgesprochen wohltuend. Aber wenn den Studien zufolge Proaktivität gegen Unsichtbarkeit half, dann wollte Tilda proaktiv sein. Sie würde das Proaktivsein ganz proaktiv angehen. Sie musste bloß noch herausfinden, wie sie das anstellen sollte. Normalerweise lag nämlich alles, was mit Persönlichkeitsentwicklung und tiefgründiger Selbstreflexion zusammenhing, außerhalb ihrer Komfortzone. Paradox, wenn man sich überlegte, was sie beruflich machte.

Tilda – Trommelwirbel, bitte! – verdiente ihr Geld nämlich mit Mantras, Life-Hacks und motivierenden Memes. Ihre Firma, This Is A Sign, vertrieb Poster, T-Shirts, Tassen, im Grunde so ziemlich alles, was sich mit einem Motivationspruch verzieren ließ. Denn Tilda und Leith waren nicht nur beste Freundinnen, sie waren auch Geschäftspartnerinnen. Ende der Achtziger hatten sie sich auf einer Club-Toilette kennengelernt, wo ihnen aufgefallen war, dass sie

beide die gleiche Hotpants aus Häkelstoff trugen, die jeder von ihnen als angebliches Einzelstück verkauft worden war, und anschließend entdeckten sie vor dem Spiegel noch ihre gemeinsame Liebe zum Revlon-Lippenstift im Farbton *Wine with Everything*. Von da an waren sie unzertrennlich, und eine Reihe fester Freunde und später auch ihre Ehemänner hatten sich damit abfinden müssen, dass zur Beziehung immer noch eine dritte Person gehörte, die nicht verhandelbar war. Sie hatten immer schon kreative Ideen miteinander diskutiert, aber erst die absolute, alles Denken betäubende Langeweile, die sie als junge Mütter empfanden, hatte sie schließlich motiviert, das auch umzusetzen. Leith, die alles Metaphysische liebte, hatte eine Eingebung gehabt, wie sie sich noch ein letztes Restchen Verstand bewahren könnten.

»Manchmal, wenn ich morgens aufwache und weiß, heute stehen wieder nur Stillen und die Wiggles auf dem Programm, möchte ich am liebsten losbrüllen«, sagte sie. »Ich habe Lulu wirklich lieb, aber Muttersein ist harte Arbeit.«

»Und jetzt stell dir das noch mit Zwillingen vor«, murmelte Tilda erschöpft. »An manchen Tagen schaffe ich es kaum, mir was anzuziehen.«

»Du bist echt so eine Heldin.« Leiths Miene hellte sich auf. »Weißt du was, wir machen ein Kartenset mit Motivationsprüchen für Mamas.«

»So wie Tarotkarten?«

»Zitatkarten. Jeden Tag zieht man eine, um sich motivieren und inspirieren zu lassen. Als Unterstützung, um durch den Tag zu kommen. Sich wenigstens anzuziehen.«

Allmählich begriff Tilda. »Oder niemanden umzubringen.«

»Genau«, sagte Leith. »Klar ist das eine alberne Idee, aber wir gestalten jede Karte mit einem schönen Foto. Dann hast du einen Vorwand zum Fotografieren, und ich liebe motivierende Zitate. Und die fertigen Sets verkaufen wir dann auf dem Markt oder so.«

»So was kauft doch niemand.« Für diese Prophezeiung brauchte Tilda keine Tarotkarten.

»Kann sein, aber es macht bestimmt Spaß, sie zu gestalten.«

Damit hatte Leith recht, und Tilda gefiel der Gedanke, ein Projekt zu haben, das nichts mit Buntstiften und Kinderliedern zu tun hatte. »Ich bin dabei!«

Inzwischen war die »alberne Idee« ein höchst lukratives Unternehmen.

In den ersten paar Monaten hatte Tilda achtundsiebzig atemberaubende Fotos gemacht (und jede Sekunde davon genossen), und Leith hatte zu jedem einzelnen ein motivierendes Zitat herausgesucht.

Leith war hundertprozentig überzeugt von den Karten. Und Tilda, von ihrer Begeisterung angesteckt, glaubte allmählich auch daran. Zudem genoss sie es, zusammen mit ihrer besten Freundin einer kreativen Tätigkeit nachzugehen und ihre Töchter dabei in der Nähe zu haben. Es war eine sehr besondere Zeit in ihrem Leben. Und als sie dann noch gleich am ersten Tag auf dem Markt sämtliche Karten-Sets verkauften, konnte sie es kaum glauben. Mit der Zweitauflage lief es genauso, und bald ließen sie mehr und mehr drucken. Es dauerte nicht lange, und ihr Karten-Set war ein

Bestseller, der einen erfolgreichen Marktstand mit motivierenden Postern, Karten, Kalendern und Tassen nach sich zog. Schließlich kontaktierte der Discounter Aldi sie mit der Anfrage, ihr aktuelles Sortiment als Wochen-Special anzubieten, was sie seither einmal jährlich machten. Da wurde ihnen klar, dass sie wohl auf der richtigen Spur sein mussten. Sie gaben dem Unternehmen einen Namen, und Ziggy, zu dessen Leidenschaften Marketing und Meditation zählten, stieg mit ein und trieb die lustige kleine Idee immer weiter voran. Der Erfolg kam nicht über Nacht, aber er wuchs kontinuierlich. Sie arbeiteten viele Jahre lang hart dafür, anfangs am Küchentisch, dann in einem Ladenbüro und inzwischen in einem Bürohaus in ihrem Viertel. Paradoxerweise war die Corona-Pandemie hervorragend fürs Geschäft gewesen. Da brauchte alle Welt Motivation.

Für Tilda fühlte sich der Erfolg eher wie ein Glücksfall an, nicht wie Schicksal. Ihr jetziges Leben fußte auf einem absurden Widerspruch – es spaltete sich auf in das, woran sie persönlich glaubte, und das, was sie beruflich machte. Man konnte wahrhaftig nicht behaupten, dass sie auch nur einen der Motivationsprüche, mit denen sie handelte, selbst unterschrieben hätte. Anders als Leith und Ziggy, die ganz darin aufgingen. Aus ihrer Sicht hatten sie den Erfolg ihrer Firma selbst manifestiert. Tilda hingegen fand, sie hätte eigentlich nur immer weiter großartige Fotos gemacht und Zeit mit ihrer Freundin verbracht, bis sich damit auf einmal richtig Geld verdienen ließ. Für Tom, der sie alle für total verblendet hielt, war das ein regelrechter Schock gewesen.

»Zeit, proaktiv zu werden!«, rief Tilda Pirat zu, der dar-

aufhin vom Bett sprang und aus dem Zimmer stolzierte. Sie rief ihm hinterher: »Bin ich überhaupt jemals bei irgendwas proaktiv gewesen?«

Aber Pirat war schon zur Tür hinaus, sie musste also selbst nach der Antwort suchen.

Ihre Scheidung? Tom hatte sie zwar verlassen, dann aber keine weiteren Schritte unternommen. Er hatte einfach weitergemacht mit seinem Leben und Tilda in der Luft hängen lassen. Also hatte sie vor anderthalb Jahren schließlich selbst die Scheidung eingereicht. Damit hatte sie auf die Ereignisse reagiert, mit denen sie Jahre zuvor konfrontiert worden war. Es war reaktiv gewesen. Und herzerreißend.

Proaktiv. Wo noch? Sie nahm jeden Tag ein Multivitaminpräparat und etwas fürs Collagen. Ob das zählte?

Bisher hatte sie an solche Dinge kaum einen Gedanken verschwendet, aber war das denn so verkehrt? Sie hatte schließlich ein schönes Leben und war nicht unglücklich. Oder?

Auf einmal war die Verwirrung wieder da, die sie empfunden hatte, als Gurinder ihr die Frage gestellt hatte, ob sie glücklich sei.

Tilda war klar, dass sie eigentlich glücklich sein *müsste*. Sie überließ sich dem täglichen Trott eines Lebens, das sie sich aus freien Stücken erschaffen hatte. Sie wohnte in einem herrlichen Vorort am Meer, in dem es fantastische Menschen und hervorragenden Kaffee in Hülle und Fülle gab. Abgesehen vom Parkplatzmangel an den Wochenenden gab es daran rein gar nichts auszusetzen. Sicher, sie hätte sich den Luxus leisten können, ihr ganzes Leben durchzuanalysieren und anschließend unzufrieden dazustehen, darum

ließ sie das normalerweise bleiben. Aber angesichts der Diagnose, die ihr jetzt drohte, und der Angst, die damit einherging, war es vielleicht doch an der Zeit, ein bisschen nachzudenken.

Sie wusste, wie es war, unglücklich zu sein. Während ihrer Ehe hatte sie jahrelang so gelebt: Wenn x passieren würde, dann wäre ich glücklich. Wenn y passiert, dann bin ich endlich glücklich. Leerstellen bitte beliebig ausfüllen. Und zack, waren Jahre vergangen. So war es aber nicht von Anfang an gewesen. Als sie Tom kennenlernte, hatte sich das wie Schicksal angefühlt. Die erste Zeit war berauschend gewesen. Elektrisierend.

Sie hatten sich auf einem Literaturfestival kennengelernt, bei dem Tom auftrat. Mit einundvierzig war er zehn Jahre älter als Tilda. Er war Journalist und hatte einen erfolgreichen Debütroman geschrieben, einen Polit-Thriller, der sowohl bei der Kritik als auch beim Publikum gut ankam. Bei seinem Auftritt saß Tilda in der ersten Reihe und sah ihm gebannt zu. Er war ein Wahnsinnsmann. Rau, dunkelhaarig, mit muskulösen Armen und einer endlos breiten Brust. Und er wusste, wie man sein Publikum fesselt. Er war klug und redegewandt, erntete aber auch immer wieder Lacher. Irgendwann ließ er den Blick auf Tilda ruhen, und ihr ganzer Körper stand in Flammen. Hinterher kam er zu ihrer Überraschung auf sie zu, um sich vorzustellen.

»Irgendwie finde ich es unfair, dass Sie meinen Namen kennen und ich Ihren nicht.«

»Ich heiße Tilda.« Sie gab ihm die Hand, und es war, als schösse reine Energie durch ihren Körper. Ihre Verblüffung tarnte sie mit nervösem Geplapper. »Ihr Vortrag hat

mir wirklich sehr gefallen. Ich bin ja auch der Ansicht, dass –«

Tom unterbrach sie, was in ihrer Beziehung noch zur Gewohnheit werden sollte. »Gehen Sie was mit mir trinken?«

Und Tilda sagte auf der Stelle ja, ein weiteres künftiges Beziehungsmuster. Von Anfang an war er fordernd gewesen, aber Tilda fand es erfrischend, gefordert zu sein. Von diesem ersten Moment an wirbelte er sie hinein in *sein* Leben, *sein* Bett, *seine* Pläne. Die Bücher, die er schreiben, die Erfolge, die er feiern würde. Tilda war mit einem anderen Stern kollidiert, und dabei fiel ihr gar nicht auf, dass an seinem Himmel nur Platz für einen war.

Siebzehn Jahre und eine hochgradig konfliktreiche Ehe später zog Tom aus, und Tilda wurde klar, wie unglücklich sie eigentlich gewesen war. Anfangs wurde sie von einem Tsunami der Trauer um das Scheitern ihrer Ehe überrollt; zwei Jahre lang überfiel diese Trauer sie immer wieder. Dann aber spross allmählich etwas Neues aus der Asche: eine hart erkämpfte Zufriedenheit. Sie erkannte, wie viel sie ihm gegeben hatte. Und war erleichtert, nicht noch mehr geben zu müssen. Sie war verbeult und mitgenommen daraus hervorgegangen, aber damit hatte es sich auch. Ihr fehlte schlichtweg die Zeit, sich zu fragen, was sie da eigentlich durchgemacht und was sie womöglich daraus gelernt hatte. Schließlich hatte sie immer noch zwei Kinder großzuziehen und eine Firma zu führen. Und so machte sie einfach weiter, so wie zahllose Frauen vor ihr, und versuchte sich einzureden, mit ihr wäre alles in bester Ordnung. Was aber offensichtlich nicht der Fall war.

Tilda schüttelte alle Gedanken an Tom ab. Auch die Gedanken ans Unglücklichsein schüttelte sie ab. Stattdessen strampelte sie die Bettdecke weg und taumelte zu ihrem Smartphone hinüber. Sekunden später schallte ihre Freitagabend-Playlist durchs Zimmer. »I'm Every Woman«, genau das brauchte sie jetzt. Sie fing an zu tanzen.

»Iiiii'm every wooomaaaaan.«

Sie merkte, dass sie ziemlich betrunken war, also nahm sie einen weiteren Schluck Wein – wie sich herausstellte, den letzten in der Flasche. Kein Wunder, dass sie torkelte. Sie nahm die leere Shiraz-Flasche kurz als Mikro – »isollin-miiii ... fromey tu zeee ... Woah, woah, woah ...« –, stellte sie dann aber weg. Den Text konnte sie sowieso nicht.

Nach Chaka Khan kam Helen Reddy mit »I Am Woman« dran, und aufs Stichwort der Textzeile »*I am Woman, hear me roar*« stieß Tilda tatsächlich ein lautes Brüllen aus. Dann ließ sie sich aufs Bett plumpsen und schlief ein.

Vier Stunden später erwachte sie mit trockenem Mund und hämmernden Kopfschmerzen.

»O Gott.« Sie hiepte sich vom Bett, ging ins Bad und trank direkt aus dem Wasserhahn. Der Spiegel zeigte sich nicht sonderlich wohlwollend. Sie war nur leicht geschminkt gewesen, trotzdem klebte ihr jetzt alles unter den Augen. Ihre Haare sahen aus, als hätte sie eine Woche in einem Crystal-Meth-Labor verbracht. Sie kramte nach einem Haargummi und strich sich das Haar aus dem Gesicht, und dabei fiel ihr Blick auf ihre Hand.

Jetzt fehlte auch noch ihr Daumen, und an seine Stelle trat schwärzeste Verzweiflung. Tilda musste an ihre Töchter denken. War diese Krankheit womöglich erblich? Ihre ei-

gene Mutter hatte eindeutig nie Probleme damit gehabt, gesehen zu werden. Sogar jetzt, mit Ende siebzig, war Frances noch eine schöne Frau, der jeder Mann die Tür aufhielt und die viele Freundinnen um sich scharte. Aber vielleicht hatte es in der Familie ja andere Frauen gegeben, die daran litten. Eine Großtante väterlicherseits war angeblich in eine Nervenheilanstalt gekommen, nachdem sie die fünfzig überschritten hatte. Kein Mensch hatte sie je wieder gesehen. Was, wenn sie unsichtbar geworden war? Was, wenn Tildas Töchter auch in Gefahr waren?

Tilda machte sich umgehend an eine weitere Online-Suche und klickte auf die Website eines medizinischen Instituts:

Womöglich spielen Umwelteinflüsse eine gewisse Rolle, aber über genetische Ursachen ist nichts bekannt. Weitere Forschungen auf dem Gebiet sind jedoch dringend nötig.

Tilda atmete auf. Nichts über genetische Ursachen bekannt.

Was musste sie sonst noch wissen, nachdem zumindest diese Angst zerstreut war? Sie machte die zweite Weinflasche auf und suchte weiter im Internet. So viele Spuren, die verfolgt werden konnten. An einer Stelle las sie, Greta Garbo sei von der Erkrankung betroffen gewesen. An anderer fand sie die Empfehlung, den Symptomen mit plastischer Chirurgie zu begegnen. Ein Online-Kommentar erklärte, im Darknet seien Therapiemöglichkeiten zu finden.

»Da bin ich doch lieber unsichtbar«, teilte Tilda ihrem Laptop mit und klickte sich rasch wieder von dieser Seite weg.

Stattdessen wandte sie sich einem Thema mit mehr Bezug zu ihrem eigenen Leben zu und suchte nach der Frage: *Was sollen unsichtbare Frauen anziehen?*

Entscheidend ist, dass Sie Kleidung wählen, die Ihrem Alter angemessen ist. Keine Miniröcke, kein tiefes Dekolleté, und vermeiden Sie unbedingt auffällige Muster, die Ihre verschwindenden Körperteile nur unnötig betonen.

»Da muss ich mir wohl einen Ganzkörperschutzanzug zulegen«, jammerte Tilda ins leere Zimmer hinein, dann drohte sie der Schlafzimmerwand: »Von jetzt an bleibe ich einfach im Bademantel!«

Der nächste Artikel riet ihr zu flachen Schuhen. Stiletos förderten angeblich den falschen Eindruck von Hängebrüsten.

»Das ist kein falscher Eindruck!«, schrie Tilda und schlug sich mit der halbverschwundenen Hand auf ihre Hängebrüste.

Ein Video pries die Vorzüge eines hübschen Schals, um die Aufmerksamkeit von fehlenden Gliedmaßen abzulenken.

»Wie raffiniert. Bei Schadstellen einfach Schal drüber!«

So las sie immer weiter und weiter. Drei Tage brachte Tilda mit Tanzen und Weinen zu. Auf besorgte Anrufe ihrer Freundinnen antwortete sie mit einer kurzen Textnachricht, sie habe eine Kehlkopfeizündung, ansonsten gehe es ihr gut. Aber es ging ihr nicht gut. Sie trudelte immer tiefer in den Schacht der Verzweiflung hinab. Folgte den Spuren aus Unsichtbarkeit und Altern hinein in eine Welt, in der,

wie es schien, nur die Jugend gefeiert wurde. Das Haus verließ sie nur, um die nötigen Untersuchungen machen zu lassen, und war sich sehr bewusst, dass die Frau beim MRT den Alkohol riechen musste, den sie ausdünstete. Tilda rief sich in Erinnerung, dass niemand sie ohne ihre Einwilligung dazu bringen konnte, sich minderwertig zu fühlen – ein Zitat aus der Eleanor-Roosevelt-Serie von *This Is A Sign* –, und sagte sich, dass es keine Rolle spielte, wenn dieser Laborantin auffiel, dass sie getrunken hatte. Hatte sie schließlich auch. Hinterher kehrte sie nach Hause zurück und folgte weiter den Internetspuren, und als sie schließlich zum Folgetermin in Doktor Majumdars Praxis erschien, betete sie inständig um eine andere Diagnose, die sich mit einer Woche in der Entzugsklinik kurieren ließe.

*Wir machen die halbe Welt aus, sind Mütter
der ganzen Welt, und trotzdem sind wir unsichtbar.*

Lynette Long

Gurinder hatte diese Miene. Genau *diese* Miene.
»Du hast diese Miene«, bemerkte Tilda überflüssigerweise.

Gurinder sah sie an. »Es ist leider wirklich Unsichtbarkeit.«

Wie konnte es auch anders sein.

»Es tut mir so leid, Tilda. Ich weiß, du hattest noch gehofft, es wäre ...«

»Was anderes? Darmkrebs vielleicht?«, sagte Tilda.

Gurinder zog eine Augenbraue hoch. »Ich kann dir versichern, das wäre erst richtig Scheiße.«

Tilda schnaubte nur, rechnete Gurinder den Versuch, die Stimmung aufzulockern, aber hoch an. »Vermutlich, ja. Also, wie sieht's aus, kann man da was machen?«

»Heilbar ist es nicht.«

»Irgendwo im Internet habe ich gelesen, dass –«

»Tilda, ich hatte dir doch gesagt, du sollst nicht googeln.«
So, wie Gurinder es aussprach, hatte das Wort »googeln« mindestens vier oooo.

»Ich habe nur einmal ganz kurz gegoogelt.« *Zweiund-siebzig Stunden am Stück.*

»Im Internet findet man alles, wonach man sucht«, sagte Gurinder mit strenger Miene.

»Das kann ich so nicht bestätigen. Ich hab's schon mit Online-Dating probiert.«

Es fiel Gurinder sichtlich schwer, ihr diese schlechten Nachrichten zu überbringen. »Es tut mir leid, Tilda, aber die Realität sieht so aus, dass es nicht heilbar ist.«

»Aber irgendetwas muss es doch geben. Wenigstens eine Behandlung, die den Verlauf verlangsamt?«

»Es gibt kein Zaubermittel, falls du das meinst«, sagte Gurinder. »Manche Ärztinnen verschreiben Botox, aber ich sehe keinen Anhaltspunkt dafür, dass das hilft.«

»Wenn ich verschwinde, sind auch meine Falten weg«, meinte Tilda trocken. »Aber wie kann es sein, dass es gar nichts gibt? Wie kann es sein, dass überall auf der Welt Frauen verschwinden und niemand was dagegen unternimmt?«

»Frauen hatten in der medizinischen Forschung immer schon einen schlechten Stand. Es gab ein paar Testreihen mit Medikamenten, aber bisher nichts, was ich empfehlen könnte.«

»Was bleibt mir dann noch?«

»Wir warten ab, wie es sich entwickelt.« Das klang sehr abschließend.

»Und das ist alles? Ich gehe wieder nach Hause und warte ab?«

»In vier Wochen machen wir wieder einen Termin, um den Verlauf zu überwachen. Du bist zur Zeit noch im zwei-

ten Unsichtbarkeitsstadium. Vielleicht pendelt es sich ja dort ein.«

»Wie viele Stadien gibt es?«

»Vier. Das erste Stadium ist extrem weit verbreitet: Man wird bei der Arbeit übersehen, wenn es um eine Beförderung geht, solche Sachen. Im zweiten Stadium kommt es zu kleineren Sichtbarkeitsproblemen mit einzelnen Körperteilen, wie du sie gerade erlebst.«

»Und das vierte Stadium?«

Gurinder wich der Frage aus. »In einem Monat sehen wir sicher klarer, wie sich deine Unsichtbarkeit entwickelt. Womöglich stellt sich dann ja heraus, dass es nur ein leichter Fall ist und sich bis auf dein Ohr und den kleinen Finger kaum weitere Veränderungen ergeben.«

Tilda reckte den Daumen hoch.

»Und der Daumen«, ergänzte Gurinder. »Das ist vielleicht schon alles.«

»Oder ich ende im vierten Stadium und verschwinde komplett.«

»Du wirst nicht verschwinden, Tilda. Du bist höchstens nicht mehr zu sehen.«

»Das kommt aber doch aufs Gleiche raus, verdammt!«

Gurinder blieb ruhig. »Es ist wichtig, die positiven Seiten im Blick zu halten, Liebes.«

»Die positiven Seiten?« Tilda tat, als würde sie angestrengt nachdenken. »Du meinst, ich kann endlich diesen Bankraub durchziehen?«

Gurinder lachte. »Du bist wirklich witzig.«

»Prima, dann kann ich ja die erste unsichtbare Standup-Comedienne der Weltgeschichte werden.«

»Nein, da habe ich vor ein paar Jahren schon eine beim Melbourne Comedy Festival gesehen. Also, nicht gesehen natürlich. Aber gehört. Auch eine wirklich witzige Frau.«

Tilda fuhr mit dem Zeigefinger der anderen Hand an ihrem unsichtbaren kleinen Finger entlang. »Gurinder, ich hatte im Internet nach Informationen gesucht, ob das womöglich erblich ist.«

Mehr brauchte sie gar nicht zu sagen. Gurinder drehte ihren Computerbildschirm zu ihr und öffnete eine Website.

»Das hat mich auch beschäftigt, Tilda, deshalb habe ich mich über die neuesten Forschungsergebnisse informiert. Ich schicke dir nachher den Link. Nichts weist darauf hin, dass Holly und Tabitha das auch bekommen werden. Es gibt keine erkennbare genetische Veranlagung. Den Auslöser kennt niemand. Nur die Symptome.«

»Ich wette, wenn Erektionsstörungen ein Symptom wären, würden wir den Grund längst wissen.«

»Der Gender Health Gap erfreut sich nun mal bester Gesundheit. Erst letzte Woche habe ich gelesen, dass ein berühmter Fußballer ein neues Honorar ausgehandelt hat, das die Gesamtsumme der Gelder, die dieses Land in die Endometrioseforschung investiert, um ein Vielfaches übersteigt. So was bringt mich zur Verzweiflung.« Gurinder öffnete ihre Schreibtischschublade, kramte kurz darin herum und zog dann eine Broschüre hervor. »Es gibt hier in der Nähe eine Selbsthilfegruppe. Die Zeiten stehen hinten drauf.«

»Du meinst, es gibt noch mehr von uns? Hier in der Gegend?«

»Du würdest dich wundern, wie viele. Geh hin und lern ein paar andere Frauen kennen. Du bist nicht allein.«

Allein. Ans Alleinsein war Tilda gewöhnt. Schon lange, bevor Tom sie verlassen hatte, war sie allein gewesen. Womöglich fühlte sie sich seit der Trennung sogar weniger allein.

Aber die Trübsal wog schwer. »Was soll ich denn jetzt machen?«

Gurinder beugte sich vor und drückte ihr die Schulter. »Du wirst einen Weg finden, damit zu leben. Und ich unterstütze dich dabei, wo ich kann.«

Tilda brauchte einen Moment, um sich wieder zu fassen. Ihr Blick wanderte zu ihren Händen. Zarte Fältchen zogen sich wie kleine Flüsse über ihre Haut. Es waren keine alten Hände, aber jung waren sie auch nicht mehr, da konnte sie noch so viel Vitamin-E-Creme draufschmieren.

Gurinder griff nach einem Buch, das auf ihrem Schreibtisch lag, und hielt es Tilda hin. »Normalerweise schenke ich meinen Patientinnen ja nichts, aber weil wir uns schon so lange kennen.«

Sie hatten sich nie wie zwei Freundinnen getroffen, aber die vielen gemeinsamen Jahre bei Schul- und Klassenfesten hatten sie doch zusammengeschweißt, und Tilda war gerührt.

Sie las den Titel laut vor. »*Unsichtbarkeit: Die ganze Wahrheit.*«

»Ich habe es selbst nicht gelesen, aber ich kenne die Autorin. Hervorragende Ärztin, wir hatten vor Jahren mal miteinander zu tun. Ich dachte, sie wäre längst in Rente, aber anscheinend ist sie nur ...«

»Verschwunden.«

»Unsichtbar geworden«, verbesserte Gurinder.

Tilda verstaute das Buch in ihrer Handtasche. »Danke.«

Auch Gurinder ging die Sache sichtlich nahe. »Melde dich jederzeit, wenn es dir mal über den Kopf wächst. Bei einer solchen Diagnose ist es ganz verständlich, dass man anfangs zu kämpfen hat.«

»Das sehe ich auch so.«

»Und das ist schon die halbe Miete.«

Tilda legte die Stirn in Falten. Wie meinte sie das denn jetzt?

Gurinder lächelte verständnisvoll. »Dass du sagst, du ›siehst‹ es auch so. Ich habe diese Diagnose schon einigen Patientinnen mitteilen müssen. Ich habe erlebt, wie sie damit umgehen, und was ich dir jetzt sage, beruht einzig und allein auf meinen Beobachtungen im Lauf der Jahre. Diejenigen, denen es auch später noch gut damit ging, haben vor allem eines gemeinsam.«

»Was denn?«

Gurinder sah sie über den Brillenrand hinweg an. »Sie sehen die Dinge weiter positiv.«

Tilda nickte, als könnte sie das nachvollziehen. Dabei begriff sie gar nichts mehr. Sie begriff nicht, was da gerade mit ihr passierte oder noch mit ihr passieren würde. Im Moment spürte sie vor allem die Last ihres Lebens und ihrer Vergangenheit und die schreckliche Aussicht auf das, was die Zukunft bringen würde.

Sie war an Unsichtbarkeit erkrankt. Sie ließ diesen Satz auf sich wirken.

Und dabei wurde ihr klar, sie fühlte sich schon seit Jahren unsichtbar.

Stressreaktionen bei Frauen: Verhalten und hormonelle Veränderungen in Notfällen

K. Whiley, C. Barton, L. Newton, L. Hourigan, J. Hinchey,
M. Hinchey
PMID: 00001234NM

Studien zu Frauenfreundschaften belegten, dass Frauen in besonders stresshaften Phasen, wenn der Körper in den Fight-or-Flight-Modus schaltet, anders reagieren als Männer: Sie schütten vermehrt Oxytocin aus, was sie dazu veranlasst, ihre Kinder und Freundinnen um sich zu scharen. Dieses Versammeln geliebter Menschen federt die Stressreaktion ab und entfaltet eine beruhigende Wirkung.

*

Draußen eilte Tilda auf direktem Weg zu Alis Bäckerei. Sie brauchte jetzt ihre Freundin.

Als Ali sie sah, rief sie ihren Sohn Jack, damit er sie an der Theke ablöste. Dann nahm sie Tilda am Arm und zog sie in den hinteren Teil des Ladens, wo sich die Backstube befand.

Geoff, ihr Mann, warf nur einen Blick auf Tilda und ver-

zog sich schon zur Hintertür. »Ich geh kurz eine rauchen.« Geoff war Nichtraucher.

Kaum waren sie allein, nahm Ali Tilda in die Arme, und Tilda brach in markerschütterndes Schluchzen aus. »Was ist denn los, Tilly? Ist was mit den Mädchen?«

Tilda schüttelte so heftig den Kopf, dass sich ihr Haargummi löste.

»Ist jemand gestorben?«

»Ich habe gerade eine Unsichtbarkeitsdiagnose bekommen. Mein kleiner Finger, ein Daumen und ein Ohr sind schon weg.« Tilda hielt Ali die Hand vor die Nase.

»Ach du Schande!« Ali war sichtlich entsetzt, fasste sich aber schnell wieder. »Das ist, glaube ich, gar nicht so selten. Erst neulich haben sie bei *A Current Affair* einen Bericht über eine Grundschullehrerin gebracht, die ihre Stelle verloren hat, weil ihre Unsichtbarkeit den Kindern Angst machte.«

Das brachte Tilda nur noch mehr zum Weinen. »Ich werde Kindern Angst machen!«

Ali packte sie fest an den Schultern. »Nein, Süße, das wirst du nicht. Und falls doch, was soll's? Du magst doch sowieso keine Kinder.«

Tilda nickte. »Stimmt.«

»Bis auf deine, meins und das von Leith«, ergänzte Ali.

»Da hast du recht, ich mag keine Kinder, nur unsere.«

Ali rückte die grüne Mütze zurecht, die neben der grünen Bluse und der weißen Schürze mit dem Bread-Basket-Logo Teil ihrer Arbeitskleidung war. »Also, wen juckt's, wenn du ihnen Angst machst? Ist ja vielleicht sogar ganz lustig. Vor allem zu Halloween.«

Tilda beruhigte sich ein wenig und lächelte unter Tränen.
»Endlich mal ein Vorteil.«

»Außerdem muss es doch Behandlungsmöglichkeiten geben?«

»Kein Geld für Forschung, keine Behandlungsmöglichkeiten. So was zählt in unserem Land genauso wenig wie Kunst und Kultur.«

Voller Mitgefühl für ihre Freundin schüttelte Ali den Kopf. »Ich bin jedenfalls für dich da und an deiner Seite, bei jedem Schritt.«

»Es sei denn, du siehst mich nicht mehr, dann weißt du gar nicht, ob du noch an meiner Seite bist.«

»Wir haben doch immer gesagt, wir werden zusammen zwei alte Schachteln. Dann bist du eben unsichtbar, und ich bin die verrückte Alte, die mit sich selbst redet, weil die Leute ja nicht wissen, dass du bei mir bist.« Ali drückte Tilda ein Taschentuch in die Hand. »Aber Scherz beiseite, wir werden das schon irgendwie hinkriegen.«

Ali war in ihrem unzertrennlichen Dreiergrüppchen die Organisatorin. Früher hatte sie alle Kindergeburtstage geplant und auch ihren beiden Freundinnen große Geburtstagspartys geschmissen. Sie betrieb nicht nur die Familienbäckerei, sondern half auch einmal die Woche in der Schulcafeteria aus und war Vorsitzende des Elternbeirats. Geoff war ein netter Mann, von den frühmorgendlichen Schichten in der Bäckerei aber dauererschöpft, darum sagte er nicht viel (und schlief bei Festen häufig ein). Ihr gemeinsamer Sohn, der einundzwanzigjährige Jack, arbeitete ebenfalls in der Bäckerei.

Ihn entdeckte Tilda jetzt in der Küchentür, wo er ihren Gefühlsausbruch misstrauisch beäugte.

»Alles okay, Jack«, sagte sie.

Jack musterte sie mit zusammengekniffenen Augen.
»Denk immer dran, Tilda, morgen ist ein neuer Tag.«

»Da hast du absolut recht.«

»Ich helfe gern.« Und damit verzog er sich zurück in den Laden.

»Wahrscheinlich habe ich ihm jetzt eine Heidenangst eingejagt.«

Jack war Autist, und Gefühlsausbrüche waren ihm unangenehm, aber er verfügte über etliche gut eingeübte Reaktionen, um sie für sich zu verarbeiten.

»Genau das hat er nach der letzten Wahl auch zu mir gesagt«, bemerkte Ali.

Tilda hatte ein Blech mit Pains au chocolat entdeckt, das auf der Edelstahlarbeitsfläche stand, und hielt darauf zu.

»Noch ein Vorteil«, sagte Ali. »Du kannst dieses ganze Blech leerfuttern und kugelrund werden, und kein Mensch merkt, dass du zugenommen hast.«

Tilda biss in ein Pain au chocolat.

»Darum beneide ich dich fast ein bisschen. Ich wünschte, mein fetter Hintern würde verschwinden.«

»Sag nicht solche Sachen über dich.«

Ali wedelte mit der Hand, wie um ihre Äußerung wegzuwischen. »Geoff liebt meinen Hintern. Er kriegt gar nicht genug davon.«

Ali sprach sehr offen über ihr gesundes Sexleben. Vielleicht war Geoff ja auch deswegen ständig müde.

»Du Glückliche hast wenigstens einen Mann, der dich anbetet«, sagte Tilda mit vollem Mund. »Du wirst nie allein sein.«

»Du bist auch nicht allein. Du hast uns. Und zusammen kriegen wir das hin.« Ali ging zum Kühlschrank hinüber, und kurz darauf hörte Tilda Eiswürfel klimpern.

»Ihr habt Alkohol am Arbeitsplatz?«

»Manchmal gönnen Geoff und ich uns nach Feierabend ein Gläschen und eine kleine Nummer da auf der Arbeitsfläche.«

Unwillkürlich machte Tilda einen Schritt von der Arbeitsfläche weg.

Ali hielt ihr ein Glas hin. »Hier, trink das. Damit wird alles ein bisschen leichter.«

Tilda zog ein Feuchttuch aus dem Spender neben der Arbeitsfläche und wischte sich die Krümel von den Händen. Vorbei die Zeiten, als man sich einfach die Finger ableckte. Dann leerte sie das gut gefüllte Glas in einem Zug. Sie spürte, wie die Wärme des Alkohols ihr in die Blutbahn schoss.

»Stimmt, das hilft.«

Auch Ali leerte ihr Glas. »Ja, viel besser. Ich bin ja selbst ganz erschüttert. Herrje, wenn von uns dreien eine verschwinden sollte, dann doch wohl am ehesten ich.«

»Warum sagst du so was?«

»Na, schau mich doch mal an, und dann schau dich an. Du siehst hammer aus. Ich weiß ja nicht viel über diese Unsichtbarkeit, aber ich habe schon mein Leben lang das Gefühl, dass ich für die meisten Menschen unsichtbar bin.«

»Ali, du bist eine der sichtbarsten Frauen, die ich kenne.«

»Aber nur, weil ich mich ganz bewusst ins Sichtfeld dränge. Die ganzen Ausschüsse und Freiwilligendienste in

der Schule ... den Leuten bleibt gar nichts anderes übrig, als mich zu sehen.«

»Vielleicht werde ich ja unsichtbar, weil ich nie ein Ehrenamt übernommen habe«, witzelte Tilda, wurde aber gleich wieder ernst. »Du brauchst dir wirklich keine Sorgen zu machen, dass du unsichtbar wärst. Schließlich steigst du jeden Abend mit einem Mann ins Bett, der dich sehr wohl sieht.« Sie schüttelte den Kopf. »Jetzt reden wir schon wie Leith: als gäbe es irgendeinen Grund dafür. Es gibt aber keinen. Einfach nur dumm gelaufen.«

Ali betrachtete Tilda, als wollte sie sie wirklich richtig sehen. »Du bist stark, Tilly. Du kommst damit klar.«

»Was bleibt mir auch anderes übrig?«

»Stimmt, aber du hast auch Unterstützung. Komm, wir rufen Leith an.«

Tilda schüttelte den Kopf. »Nicht jetzt. Leith kriegt die Krise, wenn sie hört, dass ich es ihr nicht als Erster erzählt habe.«

»Sie wird's überleben.«

»Ich brauche einfach noch ein paar Tage, um das für mich klarzukriegen, bevor Leith anrauscht, um mich zu ›heilen‹.«

»Du kriegst exakt zwei Tage«, frotzelte Ali. »Dann kommen wir dich holen.«

»Vorausgesetzt, ihr könnt mich dann noch sehen.« Tilda grinste ironisch. Schon das Gespräch mit ihrer Freundin füllte ihre Kraftreserven auf. »Schau mal, mein Ohr.« Sie schob ihre Haare zurück.

Ali machte ein betretenes Gesicht. »Da kannst du aber doch die Haare drüber tragen.« Sie hob Tildas Haargummi vom Boden auf und reichte es ihr. »Lass sie einfach offen.«

Tilda streifte das Haargummi übers Handgelenk und strich sich die Haare glatt. »Ist ja nur ein Ohr.«

»Also, Ohrringe kriegst du von mir diesmal keine zu Weihnachten.« Ali schlug die Hand vor den Mund. »Entschuldige. Ich sollte keine Witze darüber machen.«

Einen Moment lang sahen sie einander entsetzt an, dann fing Tilda an zu kichern, und schließlich stimmte Ali ein. Sie lachten immer lauter, standen mitten in der Backstube und bogen sich vor Lachen.

»Schluss«, keuchte Tilda schließlich. »Ich habe seit zehn Jahren keine Beckenbodenübungen mehr gemacht. Nachher mache ich mir noch in die Hose.«

»Ach, Süße, wenigstens deinen Humor hast du nicht verloren«, johlte Ali.

»Ich schwöre dir, der verschwindet als Allerletztes.«

*Wenn man also von einer anderen Person
ganz und gar gesehen und trotzdem geliebt wird –
das ist ein menschliches Geschenk, das fast schon
an ein Wunder grenzt.*

Elizabeth Gilbert

Gestärkts von Wodka und neuer Hoffnung beschloss Tilda, weitere Informationen zu sammeln, sich einen Plan zu machen und, vor allem, weiterzuleben. Sie hatte ihre Freundinnen. Ihre Töchter. Eine erfolgreiche Firma. Geld. Und eine ganze Tüte Pains au chocolat. Sie musste dafür sorgen, dass alles so normal wie möglich blieb. Also widerstand sie dem Drang, sich in die Geborgenheit ihres Hauses zu flüchten, und ging stattdessen in ihr Stammcafé. Sie setzte sich an einen freien Tisch und bestellte einen Flat White. Dann schlug sie das Buch auf, das Gurinder ihr geschenkt hatte, und las das Vorwort der Autorin.

Wenn Sie dieses Buch lesen, haben Sie höchstwahrscheinlich kürzlich eine Unsichtbarkeitsdiagnose bekommen. Damit sind Sie nicht allein; Sie können die anderen nur nicht sehen. Unsichtbarkeit ist sehr viel weiter verbreitet, als Sie glauben. Statistiken zeigen, dass neunzig Prozent aller Frauen über fünfzig an ei-

ner Unsichtbarkeit im ersten Stadium leiden – ohne es zu wissen. Über Jahre entgehen ihnen zahllose soziale oder berufliche Gelegenheiten, weil sie unter dem Einfluss ihrer leichten Form von Unsichtbarkeit stehen. Ein kleiner Prozentsatz dieser Frauen erlebt das zweite Unsichtbarkeitsstadium, in dessen Verlauf einzelne Körperteile eingebüßt werden. Mit dem dritten Stadium geht der Verlust ganzer Gliedmaßen einher, und das vierte Stadium schließlich löst völlige Unsichtbarkeit aus. Es ist schwierig, den Prozentsatz von Frauen zu ermitteln, deren Unsichtbarkeit bis in diese späten Stadien fortgeschritten ist, denn gemeinhin neigen Betroffene dazu, sich ganz aus dem Alltagsleben zurückzuziehen.

Erstaunlicherweise handelt es sich hier aber keineswegs um ein modernes Leiden. Die führende Unsichtbarkeitsforscherin Jill Pigeot hat ihr Berufsleben dem Vorhaben gewidmet, verborgene Hinweise auf die Krankheit in der Bibel zu entschlüsseln, und darüber den Bestseller *Der Tag, an dem mein Kopf verschwand* verfasst. Farrah Ahmad, Ägyptologin und Altertumswissenschaftlerin, gibt an, dass in den Hieroglyphen an den Wänden im Grabmal des Hohepriesters Wahtye vom Verschwinden seiner Mutter die Rede ist. Obwohl die klassische Schulmedizin also seit Jahrhunderten von der Erkrankung und den vielen Frauen weiß, bei denen sie Jahr für Jahr neu diagnostiziert wird, ist die Forschung nach Ursachen, Auswirkungen sowie zuverlässigen Behandlungsmethoden im Bereich Unsichtbarkeit weiterhin nahezu inexistent.

Auch ich habe vor meiner eigenen Diagnose zwanzig Jahre lang als niedergelassene Ärztin praktiziert und wusste nur wenig über Unsichtbarkeit. Bis ich schließlich selbst davon betroffen war.

In diesem Buch möchte ich das mit Ihnen teilen, was ich herausgefunden habe, unter anderem in Hinblick auf die Medikamente, die Ihnen helfen können, Symptome wie depressive Verstimmungen oder Angststörungen zu lindern, wie sie im Zusammenhang mit der Erkrankung häufig auftreten. Es ist ein praktischer Leitfaden für Betroffene. Lassen Sie mich aber eines ganz klar sagen: Sie werden hier keine triumphale Geschichte finden, sondern vielmehr den wahrhaftigen Bericht einer von großem Leid geprägten Reise. Sie werden Ihre Unsichtbarkeit nicht besiegen, und falls das Ihr Ziel sein sollte, lesen Sie am besten gar nicht weiter.

Bitte was?

Fassungslos starrte Tilda auf die Seite, die sie gerade gelesen hatte. Sie hatte ja gewusst, dass es mühsam werden würde, und sie brauchte auch kein Buch, das von Heilung sprach, aber was war so falsch an Hoffnung? Nach dem Gespräch mit Ali war sie hoffnungsvoll gewesen. Jetzt bereute sie, dass sie Gurinder nicht gleich um ein Rezept für ein Antidepressivum gebeten hatte. Sie klappte das Buch zu und schob es weit von sich weg.

»So schlecht, ja?«

Das kam von dem Mann am Nebentisch.

»Sie haben das Buch da gerade zugeknallt, als könnte es

Sie mit der neuesten Ebola-Variante infizieren. Klingt nach einer Rezension mit maximal einem Stern«, fuhr er fort.

Tilda lächelte zurückhaltend. »Das erkennen Sie alles an der Art, wie ich mein Buch zuklappe?«

»Ich lese eben zwischen den Zeilen.«

Tilda musterte den Fremden kurz. Er musste wohl Mitte, Ende vierzig sein, hatte verstrubbeltes braunes Haar und ein markantes, bartstoppeliges Kinn. Sie konnte nicht recht sagen, ob er mit ihr flirten oder einfach nur nett sein wollte. Meistens sah sie das einem Mann an den Augen an, aber seine waren von einer Sonnenbrille verdeckt. *So ein ganz Cooler*, dachte Tilda. Obwohl er eigentlich nicht aussah, als ob er versuchte, cool oder sonst wie zu wirken. Er *war* es einfach.

»Schlecht lektoriert? Unerträgliches Schriftbild?«, forschte er weiter.

Auf einmal war Tilda sich ihrer fehlenden Finger schmerzlich bewusst und ließ ihre Hand unter dem Tisch verschwinden. »Eine Freundin hat mir dieses Buch geschenkt, und ich hatte mir ... mehr davon versprochen.«

»Was denn?«

»Hoffnung«, platzte es aus ihr heraus.

»Die Hoffnung ist eine Bettlerin«, sagte er. »Entscheidend ist der Glaube.«

»Das wird jetzt aber nicht so ein Gespräch, an dessen Ende Sie mir eine Bibel in die Hand drücken, oder?«, wollte Tilda wissen.

Der Mann lachte. »Auf keinen Fall. Eigentlich wollte ich etwas Schmalziges darüber sagen, dass Sie alles, wonach Sie in Büchern suchen, auch anderswo finden können.« Er schwieg kurz.

»Auf Google?« Es fiel so leicht, mit ihm herumzuwitzen, dass Tilda lächeln musste.

»Auch eine Möglichkeit. Aber eigentlich wollte ich sagen, die Antworten, die Sie suchen, die haben Sie vermutlich schon in sich.«

Das brachte Tilda etwas aus dem Konzept. »Meine Güte, Yoda! Ich hatte Sie gar nicht erkannt.«

Jetzt grinste er richtig sexy. »Nächstes Mal ziehe ich mein langes Gewand an.«

»Und den Stock nicht vergessen!«

Er hielt kurz inne. Dann sagte er: »Kommen Sie öfter hierher?«

Tilda kniff die Augen zusammen. »Das ist ein Café, keine Bar.«

»Heißt das, ich kriege den Whisky nicht, den ich eben bestellt habe?«, sagte er.

Tilda musste lachen. »Um Ihre Frage zu beantworten, ja, ich komme oft her. Und Sie?«

»Fast jeden Tag.«

»Ich habe Sie hier noch nie gesehen.«

»Vielleicht haben Sie ja nicht richtig hingeschaut.« Sein Lächeln war einfach entwaffnend. »Meistens komme ich allerdings früh am Morgen, nach dem Surfen, aber heute ist da draußen eine richtige Badewanne. Keine Welle weit und breit.«

Tilda spürte ihre Schutzschilde sinken. Dieser Mann war nicht nur attraktiv und nett, er redete auch mit ihr. Er hatte das Gespräch sogar angefangen!

Nimm das, Unsichtbarkeit!

Er streckte die Hand über den Tisch, und Tilda ergriff sie

ohne Zögern. Seine Finger waren lang, und er hatte einen festen Händedruck.

»Ich bin Patrick.«

»Tilda.«

»Was für ein toller Name.«

Tilda wurde rot. Es war lange her, dass ihr ein Mann ein Kompliment gemacht hatte. Auf einmal war ihr so warm wie den ganzen Tag noch nicht.

»So schön es auch war, mit Ihnen zu plaudern, Tilda, allmählich muss ich wieder an die Arbeit.«

Patrick stand auf. Er war schlank und mittelgroß, und auf seinen Schultern hätte problemlos ein Flugzeug landen können. Surferschultern.

Tilda gab sich Mühe, ihn nicht zu sehr anzustarren, während er seine Tasche umhängte. Dann griff er nach einem weißen Stock, und sie schämte sich in Grund und Boden.

»Hat mich gefreut, Sie kennenzulernen, Tilda.«

»Mich auch, Patrick.« Mehr brachte sie nicht heraus.

Er ging zur Theke, und Tilda sah, wie er kurz mit der Kellnerin sprach und zahlte. Dann drehte er sich um, tippte mit dem Stock vor sich auf den Boden und verließ das Café mit einer Eleganz, wie Tilda sie selbst nie zustande gebracht hätte, obwohl ihr Sehvermögen völlig intakt war.

Tilda schlug sich mit der Hand an die Stirn. Dieser Yoda-Witz mit dem Stock! O nein ... was hatte sie noch gleich gesagt? »*Und den Stock nicht vergessen!*«

Oh. Mein. Gott.

Einen Moment lang blieb sie wie erstarrt sitzen. Ihr Magen hatte sich zu einem schmerzenden Knoten zusammengezogen. Wie unfassbar blöd sie gewesen war. Nicht nur,

weil sie so etwas Schreckliches zu ihm gesagt hatte, sondern auch, weil sie davon ausgegangen war, er würde sie sehen und anziehend genug finden, um ein Gespräch mit ihr anzufangen. Aber nein, wahrscheinlich war er der Typ Mensch, der ständig mit Fremden Gespräche anfing. Waren bei Blinden nicht alle anderen Sinne geschärft? Wahrscheinlich hatte er ihre Verzweiflung erschnüffelt und wollte einfach ein bisschen nett sein. Und ihm nachlaufen und sich entschuldigen konnte sie auch nicht, wo sie gerade dermaßen ins Fettnäpfchen getreten war. Da wäre sie doch bloß ausgerutscht.

Die Kellnerin kam, fing an, ihren Tisch abzuwischen, und unterbrach sich mittendrin. »Oh, entschuldige, Tilda, ich dachte, du wärst schon weg.«

Anscheinend ging das sehr viel schneller, als Tilda gedacht hatte.

»Ich würde doch niemals gehen, ohne zu zahlen.«

»Patrick hat für dich bezahlt.«

»Ach ja?« Jetzt wurde ihr richtig schlecht. Ob es als wohltätiger Akt galt, ihr den Kaffee zu zahlen? Vielleicht konnte er das ja von der Steuer absetzen. »Macht er so was öfter?«

»Nein.« Die Kellnerin wischte ein letztes Mal über den Tisch, an dem Tilda saß, und entfernte sich wieder.

Tilda schob das Buch zurück in die Handtasche. Dieser Tag war offiziell gelaufen. Eine Riesenportion Unsichtbarkeit, garniert mit Hochnotpeinlichkeit. Sie war schon an der Tür des Cafés, da sah sie ein Zeichen. Eins ihrer eigenen. Oder besser gesagt, ihrer Firma. Ein Plakat mit dem Bild einer Frau, die aufs Meer hinausblickte, und über ihr die

Worte: *Deine Wirklichkeit ist nur ein Spiegel deiner Gedanken.*

Sie wandte sich der Kellnerin zu, die schon wieder hinter der Theke stand. »Ist das neu?«

Die Frau schüttelte unbeteiligt den Kopf. »Das hängt da schon ewig.«

Tilda zog die Tür hinter sich zu und dachte, dass sie beim besten Willen nicht wusste, was dieses vielverkaufte Poster von This Is A Sign eigentlich bedeuten sollte.

*Meine Freundinnen stärken mir immer den Rücken,
ich wüsste gar nicht, wo ich ohne sie wäre.*

Jane Fonda

Tilda wischte über den beschlagenen Badezimmerspiegel. Ihre Nase war verschwommen. Anders konnte man es nicht sagen. Sie war noch zu sehen, aber nur so gerade. Wie schlimm konnte ein einzelner Tag eigentlich werden? Es war erst neunzehn Uhr – da konnte doch locker noch ein Meteorit das Haus treffen, ein Clown zum Fenster hereinklettern oder eine Riesenkrabbenspinnenplage ausbrechen. Tilda zog ihren Schlafanzug an und ging ins Wohnzimmer. Eine weißgestrichene Cathedralendecke, Holzdielen, darauf ein großer Tuareg-Teppich. An den Wänden hingen die Kunstwerke, die sie im Lauf der Jahre gesammelt hatte. Ein Feuer prasselte im Kamin, kam aber nicht gegen die Kälte an. Sonst war ihr Haus immer ein wunderbar warmer, inspirierender Ort, aber heute Abend erschien es ihr leer.

Tilda hielt es bestens mit sich aus. Nachdem Tom sie verlassen hatte, war das Alleinsein schwierig gewesen. In der ersten Zeit hatte sie es als richtig harte Arbeit empfunden, nach einer langen Ehe allein ins Bett zu gehen. In manchen

Nächten hatte sie weinend ihr Kissen umarmt. Dabei wollte sie Tom gar nicht zurück. Sie wusste nur einfach nicht, was sie mit sich anfangen sollte. Um das zu lernen, war sie durchs Feuer gegangen, aber der Phönix erhebt sich immer wieder aus der Asche, und inzwischen genoss sie ihr Bett, ihren Raum und ihre Unabhängigkeit. Meistens jedenfalls. Nur heute Abend hätte sie so ziemlich alles für ein liebevolles Ohr gegeben.

»Mach auf!«

Es klingelte, aber Leiths Stimme hallte schon vorher durch das Haus. Überschwemmt von Erleichterung eilte Tilda in die Diele und öffnete die Tür, vor der ihre beiden liebsten, engsten Freundinnen standen, mit besorgter Miene, aber auch mit je einer Flasche Wein in der Hand.

»Hurra, wir sehen sie noch!« Ganz offenbar wusste Leith Bescheid. »Ich kann nicht fassen, dass du mir das nicht erzählt hast. Und ich kann erst recht nicht fassen, dass du verschwindest!«

Tilda trat beiseite, um die beiden einzulassen. »Verschwinden sagt man anscheinend nicht mehr. Nur Unsichtbarkeit.«

»Kommt doch aufs Gleiche raus!«

»Hatte ich dich nicht gebeten, es niemandem zu erzählen?«, sagte Tilda zu Ali, die schon halb durch die Diele war.

»Ich hab's auch niemandem erzählt«, rief Ali über die Schulter zurück. »Nur Leith.«

Ali und Leith marschierten den Flur entlang Richtung Küche, und Tilda schloss die Haustür. Das Haus fühlte sich sofort wärmer an.

»Ich ziehe mir nur noch schnell einen BH an«, rief sie den beiden zu.

»Brauchst du nicht.« Ali zeigte auf ihre Oversize-Strickjacke. »Ich bin auch ohne.«

Leith entkorkte bereits die erste Flasche. »Ohne BH ist alles besser.«

»Das sollten wir mal auf ein T-Shirt drucken.«

Tilda liebte ihre Küche – die Schränke in Französischblau, die Arbeitsflächen aus Kalkstein und die traditionellen, blau-weißen portugiesischen Kacheln hinter dem Herd waren wie ein Gruß an das nahe gelegene Meer. Aber besonders schön war ihre Küche, wenn diese Frauen darin waren und sie mit Licht und lautem Lachen füllten.

Leith und Tilda waren schon viele Jahre befreundet gewesen, als sie sich mit ihren Kindern einer örtlichen Spielgruppe anschlossen und dort Ali kennenlernten. Sie passte einfach. So hatte eine wundersame Reise begonnen, in deren Verlauf die drei Frauen ihre Freundschaft festigten und ihre Kinder zusammen aufwachsen ließen. Wöchentliche gemeinsame Abendessen. Spaziergänge. Wein am späten Nachmittag, Kaffee am frühen Morgen. Hätte ihre Freundschaft eine Form gehabt, dann wäre es das leicht windschiefe Dreieck gewesen, das auch ihre Häuser verband. Es abzulaufen dauerte zweiundzwanzig Minuten, wenn man mit dem Uhrzeigersinn ging. Gegen den Uhrzeigersinn führte der Weg bergauf, da dauerte es ein wenig länger.

»Hol mal eine Platte für den Käse raus, Leith. Und mach die Cracker und die Dips auf.« Wie immer übernahm Ali das Kommando. Tilda konnte sich entspannen.

Zehn Minuten später saß sie mitten auf ihrem grünen

Samtsofa, und ihre Freundinnen hatten sich rechts und links von ihr niedergelassen. Auf dem Couchtisch standen Snacks und Wein, die Gläser waren bis zum Rand gefüllt. Das Feuer prasselte, zwei Duftkerzen erfüllten den Raum mit zartem Moschusaroma. Die Frauen stießen auf ihre Freundschaft an, ganz vorsichtig, um keinen Wein zu verschütten, und achteten darauf, einander dabei in die Augen zu sehen. Sie hatten gehört, dass es sieben Jahre schlechten Sex bedeute, wenn man beim Anstoßen keinen Blickkontakt hatte, und das wollte keine von ihnen riskieren. (Wobei Tilda befürchtete, dass sie doch irgendwann einmal vergessen haben musste, ihrem Gegenüber in die Augen zu sehen, und es mit ihrem Sexleben darum so kläglich aussah.)

Schließlich sprach Leith es aus.

»Scheiße, Tilly, du hast keine Nase mehr.«

Leith hatte rote Haare, und mit ihrem yogagestählten Körper, dem messerscharfen Verstand und der Hippie-Seele war sie eine echte Naturgewalt. Heute Abend trug sie verwaschene blaue Jeans, eine karamellfarbene Bluse und dazu einen rostroten Häkelschal samt passender Mütze. Trotz der Boho-Klamotten und ihrer spirituellen und philosophischen Überzeugungen nahm sie nie ein Blatt vor den Mund.

»Ich wollte ja immer schon eine neue«, gab Tilda zurück, und alle drei lachten. Dann zeigte und erklärte sie ihren Freundinnen auch die fehlenden Finger und das fehlende Ohr.

Leith wurde merklich bleich. »Verdammte Hacke. Wie kommst du damit klar?«

»Besser als in den Tagen, als ich noch auf die Diagnose

warten musste«, antwortete Tilda. »Jetzt weiß ich wenigstens, woran ich bin.«

Leith sah Ali an. »Hatte Jennifer Ginsberg das nicht auch?«

»Ich dachte, die ist nach Melbourne gezogen.«

Leith hob die Schultern. »Wen meine ich denn dann?«

»Keine Ahnung.« Ali zog einen Fächer aus der Tasche und wedelte damit. »Warum wissen wir eigentlich nicht mehr über diese Unsichtbarkeit?«

»Aus dem gleichen Grund, aus dem du hier rumfächerst«, entgegnete Leith. »Frauenprobleme.«

»Diese Hitzewallungen bringen mich noch um.« Ali seufzte. »Ist Unsichtbarkeit auch ein Symptom der Menopause?«

»Nein, aber es trifft vor allem Frauen in den Wechseljahren«, sagte Tilda.

»So wie mein Haarausfall«, stöhnte Leith. »Du wirst unsichtbar, und ich kriege eine Glatze.«

»Du kannst einfach eine Perücke aufsetzen, dann merkt keiner was«, sagte Tilda.

»Jenny Pearsall!«, rief Leith dazwischen und klatschte in die Hände.

Ali klappte bestätigend den Fächer zu. »Stimmt, die hatte Unsichtbarkeit. Was ist dann eigentlich aus ihr geworden?«

Betretenes Schweigen machte sich breit, dann wandte Leith sich fast trotzig wieder Tilda zu. »Dich lassen wir jedenfalls nicht verschwinden.«

»Ich wette, das haben Jenny Pearsalls Freundinnen auch gesagt«, brummte Tilda.

»Erst mal müssen wir rausfinden, womit du das ausgelöst hast.«

»Ich wusste, dass du das sagen wirst.« Tilda funkelte sie an. »Dann bin ich also selbst daran schuld?«

»Jede Krankheit hat an ihrer Wurzel einen emotionalen Grund.«

»Erzähl das mal einem Kleinkind mit Gehirntumor«, fauchte Tilda.

»Auch wieder wahr«, räumte Leith ein. »Aber ich will dir nur helfen.«

Ali, die ewige Vermittlerin, mischte sich ein. »Kein Streit. Wir sind schließlich hier, um Tilly beizustehen.«

Leith starrte Ali ungläubig an. »Aber ich stehe ihr doch bei. Wenn sie die Erkrankung besiegen will, muss sie die Ursache kennen. Ich würde ja wetten, es hat mit diesem Mistkerl Tom zu tun und damit, wie er sie behandelt hat.«

»Da würde ich sogar noch mitgehen«, brummte Tilda.

Ali schenkte allen Wein nach. »Wir wissen nicht, was die Ursache ist, und ich finde, wir sollten die Spekulationen denen überlassen, die sich auf dem Gebiet auskennen.«

»Finde ich auch.« Leith zog eine Visitenkarte aus der Jeanstasche und hielt sie Tilda hin. »Und hier fängst du an.«

Tilda las vor, was auf der Karte stand. »Selma Nester – Sichtbarkeits-Neurotherapeutin. Definiere selbst, was du siehst.« Sie schaute Leith an. »Eine Therapeutin?«

»Nicht einfach irgendeine Therapeutin, sondern *die* Expertin auf dem Gebiet Unsichtbarkeitsstörungen bei weiblich gelesenen Personen«, sagte Leith. »Sie hat eine Behandlungsmethode entwickelt –«

Tilda fiel ihr ins Wort. »Gurinder sagt, es gibt keine Behandlung.«

»Keine schulmedizinische. Selma verfolgt einen alternativen Ansatz, und sie ist sehr bekannt. Ich habe dir für nächste Woche einen Termin gemacht.« Leith trank von ihrem Wein. »Steht alles hinten auf der Karte.«

Tilda war wenig begeistert. »Ich glaube, an dem Tag kann ich nicht.«

Leith funkelte sie an. »Dann gehst du eben nicht hin, aber in dem Fall wäre es zumindest anständig, wenn du absagst. Aktuell beträgt die Wartezeit für einen Termin bei ihr ein Jahr.«

Tilda lachte ungläubig. »Ach ja? Und wie habe ich es dann geschafft, wie von Zauberhand die Warteschlange zu überspringen?«

Leith verdrehte die Augen. »Weil sie eine unserer besten Kundinnen ist. Ihre Vorträge sind immer überlaufen.«

Das brachte Tilda zum Schweigen. Sie legte die Visitenkarte auf den Couchtisch.

»Ich behalt's im Kopf«, sagte sie schließlich.

»Du solltest aufpassen, was du da behältst«, entgegnete Leith verschnupft.

»Wo?«

»Im Kopf.« Sichtlich verärgert zog Leith ihren Schal enger um sich.

Ali holte ein Notizbuch und einen Stift aus ihrer Handtasche und reichte Tilda beides. »Wir sollten das strukturiert angehen. Ich weiß ja, wie sehr du Listen liebst.«

Das stimmte. Tilda war die Königin der Listen.

»Da dachte ich mir, es wäre vielleicht eine gute Idee,

wenn wir drei zusammen brainstormen. Was musst du machen, um mit dieser Sache klarzukommen?»

Tilda war gerührt. Ali verstand einfach, wie sie tickte. Sie nahm den Stift und schlug das Notizbuch – eins, das sie selbst entworfen hatte – auf der ersten Seite auf. Ein neues Notizbuch war immer eine ganze neue Welt voller Möglichkeiten.

»Erstens«, fing sie an und schrieb beim Sprechen mit, »so viele Informationen wie möglich sammeln.«

»Prima«, sagte Ali. »Super-Ausgangspunkt.«

Tilda stockte mit gezücktem Stift.

»Ernährung und Bewegung?«, schlug Ali vor.

Tilda schrieb beides auf. »Unbedingt. Vielleicht sollte ich eine Saftkur machen?«

Ali gab ermunternde Laute von sich, Leith ließ einen theatralischen Seufzer hören.

Tilda hob den Kopf. »Hast du ein Problem damit, wenn ich eine Saftkur mache?«

»Nein. Ich bin total dafür.«

»Was ist denn dann los?«

Leith wirkte so angefasst, dass Tilda innehielt. »Das ist alles nichts Neues.«

»Wie meinst du das?«

»Wahnsinn bedeutet, immer wieder dasselbe zu tun, aber auf ein anderes Ergebnis zu hoffen.«

»Zitierst du mir jetzt schon Kaffeetassen?«

Leith wedelte mit der Hand Richtung Notizbuch. »Du recherchierst doch immer wie besessen. Und du brauchst für alles eine Erklärung, also würde ich vermuten, das mit dem Informationensammeln hast du schon abgehakt.«

»Ich muss doch wissen, womit ich es zu tun habe«, verteidigte sich Tilda.

»Und musst du wirklich auf Ernährung und Bewegung achten? Du führst ein aktives Leben und ernährst dich gesund.« Leith schlug nach dem Notizbuch. »Das ist doch alles deine Komfortzone.«

Da musste Tilda widersprechen – es fühlte sich kein bisschen komfortabel an. Leith und sie stritten häufig, konnten den Streit aber immer klären. Leith war die Einzige, die Tilda jederzeit herausfordern und ihr auch sagen konnte, wenn sie einmal falschlag. Umgekehrt war es genauso. Beide waren sie Stimme der Vernunft und Weckruf füreinander. Aber heute wollte Tilda Wärme und Trost, und Leith bedrängte sie stattdessen. »Was willst du mir damit sagen?«

»Dass du diese ganzen Sachen nicht auf eine Liste schreiben musst. Weil du sie längst machst.« Leith kam herüber, setzte sich neben Tilda und legte den Arm um sie. »Ich will nicht, dass du glaubst, ich unterstütze dich nicht. Ich tue alles, um dir da durchzuhelfen. Ich habe nur einfach Angst, dass ...«

Tilda fühlte sich in die Defensive gedrängt. »Dass was?«

»Dass sich nichts ändern wird, wenn du nicht auch was anderes auf diese Liste schreibst.« Leith sah Tilda in die Augen, wie es nur die beste Freundin kann.

Nach einer ganzen Weile schrieb Tilda: »Etwas anderes machen.« Dann sah sie ihre Freundin an: »Zufrieden?«

Leith nickte. »Das ist zumindest mal ein Anfang.«